

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Vermischte Erzählungen und Aufsätze

Vermischte Erzählungen und Aufsätze.

Ashenbrödel's Rache.

(Neujahrserzählung, mit einem Bilde.)

I. Ashenbrödel.

Sie war allein, ganz allein im Erdgeschoß des großen Hauses. Alle waren ausgegangen, nur sie saß da, die arme Kleine, verlassen, schlecht gekleidet, beinahe fröstelnd auf einem Strohstühlchen und starrte, das Kinn in der Hand, den Ellenbogen auf den Knien, in die absterbenden Kohlen des Herdfeuers. Nur dann und wann, so ein starker Windstoß das Haus erzittern machte, wandte sie das Köpfchen und blickte hinter sich in das Dunkel. Mit wie vielen Ungeheuern hätte nicht die Phantasie einer Pariserin diese Finsterniß bevölkert? ... Aber unsere Kleine war nicht furchtsam, d. h. sie kannte jene dumme Furcht nicht, die Gespenster sehen will in den Ecken, wo die Schatten schwarz sind. Fast allabendlich blieb so die kleine Martha allein in dem niedrigen, weißen Hause am Eingange der Stadt, dessen Garten an den Wall grenzt. Nein, Martha fürchtete sich nicht vor der Finsterniß. Wenn sie doch das Köpfchen wandte, so geschah das einfach aus dem unwillkürlichen Gefühl von Beunruhigung heraus, das jedes menschliche Geschöpf befällt, wenn in der Nacht der Wind um die Häuser heult. Uebrigens waren die Fenster mit den schweren Holzläden dicht verschlossen, und Martha hatte selber die massive Thüre am Ende des langen Hauses verriegelt.

Woran dachte sie denn, unsere kleine Martha?

Ah, die arme Kleine! Sie dachte, daß es früher, als Vater und Mutter noch lebten, auf der Welt eine übergelückliche Martha gab! Tieftraurig sagte sie sich: „Wenn sie mich heute sehen könnten!“

Wenn Martha weinen könnte, hätte sie an jenem Abend geweint. Aber das Kind hatte

schon so viel gelitten, daß es wenig mehr weinte! Sie begann unempfindlich zu werden.

„Sie ist abgestumpft!“ sagte ihre Tante.

Sie war besonders unglücklich. Ah, das bittere Brot, das sie essen mußte, das harte Leben, das sie führte! Die letzte vom ganzen Haus zu Bette gehend, fiel sie oft vor Müdigkeit über ihrem kleinen Lager auf der eisernen Bettlade zusammen, droben in ihrem Zimmerchen neben dem Speicher. Sie verrichtete die Arbeit einer Magd. Frau Dumoulin, Marthas Tante, war nicht reich, was freilich ihre Töchter nicht hinderte, in den bürgerlichen Salons von Abbeville die Schönen zu machen. Unterdessen besorgte Martha die Küche, um das Geld für eine Magd zu sparen.

Arme Martha! Sie erinnerte sich des Hauses, wo sie ehemals wohnte, des Hauses, an dem der Efeu empor klettert, wo die wilde Rebe rankt und das Geisblatt auf und ab springt, des Hauses, wo am Abend ihr Vater heim kam, ein großer, schöner, würdiger, ernstester Mann, der die kleine Martha anlächelte, dessen männliches Gesicht dann im Widerschein des Glücks erglänzte; des Hauses, wo ihre Mutter ein und aus ging, eine blonde, milde, lebhaft, fröhliche und gütige Frau! Arme, arme Martha! Der Vater starb, die Mutter starb, das Haus wurde verkauft, das Glück hatte sie verlassen. Alles dies war geschehen in demselben Jahre, da Martha zum ersten Male zum Tische des Herrn ging. Heute zählte sie fünfzehn Jahre. Sie war eine arme Waise, da ihr Vater nach dem Ruin seines Geschäftes starb, und lebte von der Barmherzigkeit ihrer Tante.

An jenem Abend — dem letzten des Jahres — hatte Martha die Tante und die Cousinen auf den Wall gehen sehen, von dem lange zuvor die Rede war, denn es galt einen entscheidenden Schritt zu tun. Es handelte sich nicht mehr darum zu den Durand, zu den

Monneval, zu den Prévost oder zu den Decs-
loizeaux zu gehen. Nichts weniger als das!
An diesem Abend wurde mit der Bourgeoisie
gebrochen, man trat bei dem Adel ein; man
ebnete sich den Weg durch die Aristokratie.
Die Baronin von Boislinard hatte die Damen
Dumoulin eingeladen, und man leistete der
Einladung Folge. Man denke sich: ein Haus,
in welchem die Blüthe der vornehmen Welt aus
der Provinz verkehrte! Man hatte sich tüchtig
zu Ader gelassen, um elegante und reiche Toi-
letten zu haben, die es mit denen der adeligen
Gäste aufnehmen konnten. Und Martha sah
zu, wie ihre Cousinen sich herausputzten, die
Haare kräuselten, die Locken brannten, die
Bänder künstlich zerknitteten, Spigen und
Blumen aufsetzten, und dachte bei sich: „Ganz
wie Aschenbrödel's Schwestern!“

Dann hatte sie sich im Spiegel betrachtet in
ihrem kurzen braunwollenen Rock, unter dem
sich ganz ungenirt die Füße zeigten, in ihrer
zu eng und zu kurz gewordenen Taille, mit
ihrem wollenen auf dem Rücken übers Kreuz
geschlagenen Halstuch, und hatte gedacht:
„Aschenbrödel in Person! Wenn ich nur auch
eine Fee zur Bathin hätte!“

Nun dachte sie auch wieder daran, die
kleine Martha. Ach sie, wenn sie, wie Aschen-
brödel, eine Fee zur Bathin gehabt hätte!

Plötzlich, als sie schon einschlafen wollte,
klopfte es an die Thüre, die auf die Straße
hinausging. Martha erwachte jählings mit
Herzklopfen und Fieber an den Schläfen.
Dann erhob sie sich unwillkürlich, zündete eine
Talgkerze an und ging auf die Thüre zu, in-
dem sie sagte: „Da sind sie ja schon wieder! Hab'
ich denn so lange geschlafen? Und wenn auch,
mein Traum war gar zu schön!“

II. Der Bettler in der Sylvesternacht.

Mit ihren von der Kälte ganz steif gewordenen
und vor Schlaf eingeschrumpften Händchen
nahm Martha die Sicherheitskette ab, drehte
zweimal den Schlüssel im großen Schloß
herum und öffnete endlich die schwere massive
Thüre, indem sie sagte:

„Tretet schnell ein, damit der Wind nicht
ans Licht kommt!“

Aber welches war nicht ihr Erstaunen, als
nicht Tante und Cousinen vor ihr standen!

Uebrigens hatte man in der Saint-Gilles-
Straße keinen Wagen rollen hören. Es war
ein alter Mann, ganz gebückt und gebrochen,
der jämmerlich fröstelnd vor der um zwei
Stufen höher liegenden Thüre stand und mit
zitternder Stimme bat:

„Ein Almosen, bitte!“

Ein Almosen! . . . Von diesem armen Kinde
ein Almosen! . . . Martha starrte mit weit
geöffneten Augen auf den armen Alten, ohne
ihm erwidern zu können. Er aber glaubte ohne
Zweifel, er sei nicht verstanden worden, denn
er wiederholte mit seinerammerstimme:

„Ein Almosen, bitte!“

Martha begriff, daß er schrecklich leiden
mußte in dieser kalten Dezembarnacht, wo der
Schnee unter den Füßen knisterte und der
Wind den Wall entlang heulte.

„Ach!“ seufzte sie, „aber ich habe nichts,
gar nichts!“

Und ihre Stimme klang noch trostloser als
die des Alten.

„Nichts?“ erwiderte der Bettler,
„wenigstens haben Sie Feuer. . . , und ich
leide sehr bei der Kälte!“

„Treten Sie ein!“ gebot sie lebhaft. „Meinet-
wegen sollen Sie sich schon am Feuer er-
wärmen dürfen!“

Der Bettler trat ein. Martha schloß die
Thüre wieder, die beim Zufallen ein furcht-
bares Geräusch machte. Dann führte sie den
Armen in die Küche, stellte ihre Talgkerze auf
den Tisch, rückte ihren Stuhl an den Herd
heran und sagte: „Setzen Sie sich hierher und
wärmen Sie sich. . . Warten Sie, ich will in
die Blut blasen und ein Scheit auflegen. . .
Sie werden sehen, in 3 Minuten haben wir ein
gutes Feuerchen!“

Sie ging hinaus und kam mit einer Welle
auf den Armen zurück, an der sie zu schleppen
hatte. Fünf Minuten später fringelte ein
fröhlicher Schein durch den Raum, der die
Kochtöpfe und die an der Mauer aufgehängten
Küchengeräthe beleuchtete. Man hätte meinen
können, es seien tanzende Feerwische.

„Wie wohl das thut, das Feuer!“ bemerkte
der Greis, indem er die erstarrten Hände über
den Herd streckte.

„Ja, es thut wohl!“ sagte Martha in Ge-
danken versunken. Sie betrachtete den Alten

und fand, daß er mit seinem großen schnee-weißen Bart, seinem groben mit Schneestern besäeten Tuchrock und der spitzen Kapuze, die seine Stirn bedeckte, ganz dem Männchen gleich, das man um Weihnachten herum unter dem Namen „die Zeit“ in den Spielwaarenhandlungen verkauft.

Da es just Sylvesterabend war, fragte sich Martha in ihrer naiven Einfachheit fast ernstlich, ob dieser so gebrochene Greis, der so hinfällig schien, nicht in Wahrheit die Zeit selber sei, die das alte Jahr zu holen kam, um es, wer weiß wohin zu führen. In demselben Augenblick hustete der Alte und sagte:

„Wenn Sie wüßten, wie ich Hunger und Durst habe!“

„Du lieber Himmel!“ seufzte Martha. Als sie aber den armen Mann so niedergedrückt, so leidend sah, kam unendliches Mitleid über ihr ganzes Wesen.

„Warten Sie,“ sagte sie zu ihm, „ich will Ihnen eine gute Schale gezuckerten Weines heiß machen, und dann geb' ich Ihnen ein wenig Fleisch und Brod. . .“

In aller Eile öffnete sie die Vorrathskammer und den Speiseshrank, nahm eine Pfanne herunter, goß Wein hinein, that zwei oder drei Stückchen Zucker dazu, rückte das Ganze ans Feuer und deckte es zu, damit die Funken vom Reifig nicht in die Flüssigkeit fielen. Dann lief sie in's Eßzimmer, schnitt ein großes Stück Brod vom Laibe, und als sie noch den Rest einer Pastete im Büffet entdeckte, brachte sie triumphirend auch dieses dem Alten hinein.

„Da giebt's was zu essen,“ sagte sie, „zum Glück hat sich noch etwas Pastete gefunden!“

Sie war überglücklich, die kleine Martha! Denn sie, die Allerärmste, sie konnte noch jemand Freude machen! Sie konnte einem lebenden Wesen noch einen Dienst leisten! Sie konnte verhüten, daß ein Geschöpf Gottes an Hunger und Kälte starb!

Als der Alte sie mit einer gewissen Nührung betrachtete, mahnte sie ihn: „Essen Sie doch, essen Sie!“

Der Alte aß. Und als er fertig war, erhob er sich. Martha bemerkte nun, wie seine Augen erglänzten unter den dichten, grauen Brauen.

„Wie seltsam!“ dachte sie ganz harmlos, „er hat nicht die Augen eines alten Mannes.“

„Wie nennt man Sie denn, Kleine?“ fragte er.

„Martha“ erwiderte sie.

„Wie noch?“

„Martha Mérignac.“

„Und wie alt sind Sie?“

„Fünfzehn.“

„Nun, Martha, wollen Sie mit dem Bettler in der Sylvester-Nacht ein wenig plaudern?“

„Ach ja!“ sagte Martha, durch den gütigen Ton des Unbekannten wieder beruhigt, „es ist ja Sylvesterabend!“

Sie setzte sich auf ihr Strohschemelchen zu Füßen des Alten, der seinen Sitz vor dem Herd wieder eingenommen hatte.

„Sind Sie denn oft so allein, des Abends?“ fragte er.

Martha, die sich nicht fragte, wie er das wissen konnte, antwortete:

„O ja, oft . . . , sehr oft!“

„Und Sie haben keine Angst, so ganz allein im Hause?“

„Angst? . . . Vor wem denn? . . . Nein, ich liebe die Dunkelheit. . . , ich sehe gern so ins Feuer. . . Ich denke gern an all' die schönen Sachen, die Alice und Yvonne sehen, und die ich nicht sehe!“

„Alice und Yvonne, wer ist das?“

„Meine beiden Cousinen. Ach so, Sie wissen das ja nicht! Hier sind wir in dem Hause meiner Tante. Sie hat mich zu sich genommen nach dem Tod von Vater und Mutter. . . es sind fast 4 Jahre her. . . Alice und Yvonne verkehren mit der vornehmen Welt. . .“

„Und Sie bleiben zu Hause, wie Aschenbrödel, nicht wahr Martha?“

Sie hob das Köpfchen.

„Wie, Sie kennen auch die Geschichte vom Aschenbrödel?“

„Gewiß!“

„Dann kann ich's Ihnen ja sagen,“ bemerkte sie, indem sie die Arme auf den Schemel stulen ließ, „es ist hier ganz, wie dort. . . , aber ganz und gar!“

„Arme Kleine!“

„Nur habe ich keine Pathin!“ fügte sie traurig hinzu.

„Das ist wahr, Aschenbrödel hatte eigentlich

eine Pathin. Warten Sie einmal, ja, ich glaube — nicht wahr, diese Pathin war eine Fee?“

„Die beste Fee von der Welt!“ erwiderte Martha ernsthaft. „Aber heute giebt es keine Feen mehr!“

„Wer weiß! . . . Jedenfalls giebt's Besseres als das. Haben sie niemals zu ihrem Schutzengel gebetet, Martha?“

„Aber gewiß . . ., aber er hört nicht auf mich. Wenn es aber Feen gäbe, und meine Pathin eine solche wäre, wie gut wäre das oft! Sehen Sie, ich bin ganz allein, die andern sind auf dem Ball . . ., ich würde meiner Pathin rufen, und sie nähme mich mit!“

„Wohin denn? Auf den Ball?“

„Nein, nicht auf den Ball! Ich ginge anderswohin, nach Montpellier, in das schöne Haus, in dem ich zur Welt kam . . ., wo ich als kleines Kind so glücklich war, in meine Heimath, wo alles so schön war . . . Hier habe ich immer kalt. . . Kennen Sie Montpellier? Ach, wenn ich mich in unser Haus tragen lassen könnte! Aber“, so fügte sie traurig hinzu, „vielleicht würde es mir viel Kummer bereiten, das Haus wiederzufinden, und darin weder Vater noch Mutter zu sehen!“

Der Bettler hörte zu; oft brachte er die Hand an die Augen, diese Augen, die den lebhaftesten Blick der Jugend hatten, ohne Falten in den Ecken.

„Und Sie?“ fragte Martha plötzlich, „haben Sie auch ein Haus?“ „Waren Sie schon einmal glücklich in Ihrem Leben?“

„Ja, Martha, ich bin sehr glücklich gewesen. Dann habe ich viel leiden müssen . . ., ich bin alt geworden und sehr arm . . ., ich gehe von Stadt zu Stadt und heische Almosen . . . Manchmal weist man mich ab. . .“

„Ach!“ seufzte das Mädchen.

„Aber oft nimmt man sich meiner an, das ist wahr. Es giebt glücklichereweise noch gute Herzen auf der Welt!“

Er erhob sich.

„Sie wollen gehen?“

„Es muß ja sein, liebe Kleine.“

„Und wo gehen Sie hin? Es ist ja Nacht, und es schneit!“

„Ich lehre in einem Wirthshaus ein, wo man

mich kennt, und wo man mir einen Platz im Stalle geben wird.“

„Im Stalle! . . . Ach, Sie armer, armer Mann!“ seufzte Martha.

Es gab also wirklich noch unglücklichere Wesen als sie! Sie hatte wenigstens ein Obdach, unter dem sie ihr Haupt zur Ruhe legen konnte.

„Wenn ich es wagen dürfte“, bemerkte sie, „würde ich Sie bitten, zu warten, bis meine Tante und die Cousinen heim kommen, Sie sind nicht schlecht, und ich bin sicher, daß . . .“

„Ich danke Ihnen, kleine Martha. Sie sind ein gutes Kind, ich seh's, aber ich muß fort. Leben Sie wohl!“

„Auf Wiedersehen!“ rief sie. „Wenn Sie hier vorbei kommen, giebt es immer ein gutes Stück Brod für Sie, und vielleicht etwas dazu, wie heute Abend!“

„Danke, danke! Nun, ich sage nicht nein. Leben Sie wohl, Martha, und vergessen Sie in Ihrem Gebet nicht den Bettler am Sylvester-Abend!“

„Gewiß nicht, aber beten Sie auch für das arme Aschenbrödel!“

„Soll ich zum lieben Gott bitten, daß er wieder Feen erstehen läßt, damit das Aschenbrödel seine Pathin wiederfindet?“ fragte der Bettler.

„Ach, wenn das möglich wäre!“ erwiderte das Kind.

Martha geleitete den Alten bis zum Thor an die Straße und sagte ihm Adieu, nicht ohne zu frösteln beim Anblick des schneeweißen Bodens und des rabenschwarzen Himmels. Dann schloß sie die Thüre wieder, hängte die Sicherheitskette vor und kam an den Herd zurück, um ihren Platz wieder einzunehmen, bis Tante und Cousinen wieder zurückkehrten.

III. Aschenbrödel's Neujahrgeschenk.

Es mochte 3 Uhr früh sein, als Martha den Wagen rollen hörte, der ihre Verwandten heim brachte. Martha starb unter der Thüre stehend schier vor Langweile, während die Tante und die Cousinen vom Wagen auf die steinerne Treppe herunterstiegen. Der Kopfputz von Frau Dumoulin schien mit Fleiß platt gedrückt und bedeckte ihr ungefähr die Hälfte der Stirn; die Kleider von Alice und

latz im
armer
lichere
n Ob-
e legen
ette sie,
s meine
n, Sie
ß...“
a. Sie
ch muß
an Sie
n gutes
was da-
ht nein.
sen Sie
m Syl-
für das
daß er
Nischen-
agte der
rwiderte
um Thor
u, nicht
erweisen
himmels.
ingte die
en Herd
nehmen,
kehrten.
enk.
Martha
erwandten
er Thüre
rend die
n auf die
er Kopf
mit Fleisch
efähr die
Alice und



„Da giebt's was zu essen,“ sagte sie.

Yvonne waren zerknüttet, die Spitzen zerdrückt, die Handschuhe zerrissen, die Haare vollständig in Unordnung und hingen düster auf den Rücken hernieder mit der plumpen Steifheit falschen Schmuckes nach fünfständigem Ball.

Martha leuchtete den Angekommenen ohne ein Wort zu sagen. Sie schlief wohl gar, die Aermste! Das war aber auch nicht schwer zu erklären nach 3 Uhr Morgens!

„Ein Glück, daß Morgen Neujahr ist und man ein bißchen länger schlafen darf“, sagte Yvonne, „ich falle um vor Müdigkeit.“

Dieses Wort weckte Martha auf.

„Meine Cousinen, ich wünsche Euch ein glückliches neues Jahr“ sagte sie, „denn es hat ja bereits angefangen!“

„Sehr gut, sie hat recht, die kleine Lerche“, bemerkten die beiden Schwestern. „Danke, Kleine!“

„Liebe Tante, ich wünsche Dir . . .“

„Danke, danke!“ fiel Frau Dumoulin ein, ihr das Wort von den Lippen nehmend. „Ich wünsche Dir auch ein glückliches Neujahr, Martha.“

Sie war weit davon entfernt zu ahnen, daß ihr Wunsch für die arme Martha in Erfüllung gehen sollte.

„So, geh' jetzt schlafen, Kleine, Du hast das Lager wohl verdient“, bemerkte Yvonne, die jüngste der beiden Schwestern, und zugleich die freundlichste.

„Habt Ihr mich nicht nöthig?“ fragte sie, die ihren Ohren nicht trauen wollte.

„Nein, geh' schlafen. Gute Nacht!“

Die Thüre fiel hinter den beiden Schwestern ins Schloß, und Martha, die nun allein war, ging langsam die Holzstiege hinauf, deren Stufen seufzten, wie arme Seelen im Fegfeuer. Sie sann und sann, die kleine Martha!

„Das war nun der Mühe werth gewesen, sich so viel Mühe zu geben, um sich herauszuputzen, wenn man dabei schließlich drei Personen gleich, die auf der Straße ausgeraubt worden wären!“

Bevor sie sich zu Bette legte, trat unsere Martha ans enge Fenster ihres Kammerleins und sah hinaus.

„Welche Kälte!“ sagte sie zu sich. Und sie gedachte des Bettlers, der ein Gebet von ihr verlangt hatte. Dann kniete sie am Bettchen

nieder, faltete die Hände und betete kurze Zeit. Fünf Minuten später lag sie in tiefem Schlaf, nachdem sie sich wohl zum dritten oder vierten Mal gefragt hatte: „Bekomme ich diesmal ein Neujahrsgeschenk?“

Ja, kleine Martha, du bekommst eins!

Gewöhnlich tauschten Frau Dumoulin und ihre Töchter ihre Neujahrsgeschenke nach der Messe aus, die man in der Kirche von Sankt Gilles gehört hatte. Im verflossenen Jahr hatte Martha nichts bekommen. Auch diesmal hatte sie, als sie aus der Kirche heimkehrte, im Salon die Freudenaußbrüche der entzückten Cousinen gehört, die wegen der Geschenke, die sie sich gegenseitig darboten, sehr erstaunt thaten, und sie sagte sich resignirt: „Nun gut! Es ist wie im letzten Jahr! Nichts für mich! . . . Kein Geschenk!“

Ein Neujahrsgeschenk! Welch Zauberwort, das in der Phantasie der Kinder so viele schöne Dinge darstellt! Und Martha war noch ein Kind. —

Die Klingel wurde gezogen. Ein Diener in Livrée fragte:

„Fräulein Martha Mèrignac, wemns beliebt!“

„Das bin ich, mein Herr.“

„Dann ist das hier für Sie.“

Und der Diener übergab ihr ein weißes Kästchen, grüßte und entfernte sich, ohne nur ein Wort mehr zu sagen.

Martha war aufs Aeußerste erstaunt, sie machte die Thüre zu und ging ins Speisezimmer. Sie hielt das Kästchen in der Hand und machte ein sehr genirtes, verblüfftes Gesicht.

„Was hat sie denn in der Hand, unsere Kleine?“ sagte Yvonne. „So gib doch her, kleine Lerche, es ist ja für eine von uns.“

„Nein“, bemerkte Martha, „es ist für mich.“

„Für Dich? . . . Was ist's denn?“

„Ich weiß nicht . . .“

„So schau' doch, dummes Ding“, bemerkte Alice, die ihr das Kästchen aus der Hand nehmen wollte.

Aber Martha stieß die Hand der Cousine zurück und öffnete das Kästchen. Es enthielt ein Futteral aus Russisch-Leber, und darin lag eine feine goldene Kette, an der ein sehr

schönes Kreuz hing, ebenfalls aus Gold, verziert mit 8 Perlen von ansehnlicher Größe. Der kleinen Martha stieg das Blut ins Gesicht. Sie wollte ihren Augen nicht trauen. Wie war es denn nur möglich? Sollte dieses Kleinod für sie sein? Und doch war es so. Damit man ja nicht irr ging, stand auf Satinpapier in markanten Schriftzügen Folgendes zu lesen:

„An Fräulein Martha Mérygnac. Sendung von Aschenbrödel's Pathen.“

IV. Die Armen gewinnen dabei.

Das Erstaunen der Damen Dumoulin beim Anblick des Neujahrsgeſchens ihrer kleinen Cousine läßt sich denken. Da gab es nichts wie Fragen und Verwunderung. Es wollte nicht mehr enden. Martha erzählte ganz harmlos die Geschichte vom Vorabend. Es war überhaupt das Einzige, das sie damit in Zusammenhang bringen konnte. Hatte der Bettler vom Sylveſterabend nicht gesagt, als er fortging, er werde zum lieben Gott bitten, daß er wieder Feen erstehen lasse, damit sie ihre Pathin wieder fände! Die Geschichte klang sehr wunderbar und so unglaublich als möglich. Aber es war eine Geschichte. Die beiden Schwestern sahen sich mit trüben Augen und ganz eigenthümlichen Gesichtern an. Was aber Frau Dumoulin anbelangte, so ertheilte sie Martha eine tüchtige Rüge wegen ihrer Dummheit und Unklugheit. Wie, hatte sie nicht einen Unbekannten zu sich aufgenommen, einen Bettler, einen Landstreicher, und das mitten in der Nacht!

Nachdem man sich schließlich in Vermuthungen erschöpft hatte, mußte man sich mit der Thatsache zufrieden geben. Die kleine Martha besaß eine goldene Kette und ein mit Perlen besetztes Kreuz.

„Wißt Ihr was!“ lachte Yvonne, „es ist der verwunschene Prinz, der sich als Bettler verkleidete, um mit dem Aschenbrödel plaudern zu können. Dieser Tage wird er in großem Wagen mit Lakaien, Postillionen, Herolden u. s. w. kommen, und bei Fräulein Martha Mérygnac um die Hand anhalten.“

Die kleine Martha erwiderte nichts. Aber unwillkürlich dachte sie an die Augen des Bettlers, die nicht den Augen eines Alten gleichen.

„Mein Gott, mein Gott! Wer mag das sein!“ fragte sie sich. „Ich kenne niemand, und niemand kennt mich. Ach, welch kuriose Geschichte! Der Pathe des Aschenbrödel's!“

Auch Alice und Yvonne hatten zwar die Geschichte als kurios bezeichnet, aber die Moral davon gefiel ihnen so gut, daß sie nun monatelang alle vorbeiziehenden Bettler mit offenen Armen empfingen. Doch erschien weder das geringste kleine goldene Kreuz noch die dünnste Kette für den Hals. Die Mädchen kamen nicht auf ihre Kosten. Die Armen allein gewannen dabei.

V. Beim Notar.

Acht oder zehn Tage nach Neujahr erhielt Frau Dumoulin eines Morgens folgenden Brief:

„Notar Chamailard läßt Frau Dumoulin bitten, sobald als möglich auf seiner Notarstube vorbeizukommen, in einer sie angehenden Angelegenheit.“

Der Brieffschreiber war nicht mehr und weniger als der erste Notar der Stadt. Sehr neugierig, wie begreiflich, leistete Frau Dumoulin der Einladung Folge. Unterwegs träumte sie von Erbschaften, Hinterlassenschaften und vortheilhafter Verwandtschaft, so daß sie mit einer heitern Miene zum Notar kam, die jedem Vorübergehenden Freude machen mußte. Sie war auf die Ueberraschung, die ihrer wartete, nicht gefaßt.

Der Notar hieß sie Platz nehmen, bemühte sich selber nach einem Tabouret, das er ihr unter die Füße schob, und ließ sich respektvoll in einer Entfernung von 2 Metern nieder.

„Kein Zweifel“, sagte sich die Dame, „diese Achtungsbezeugungen, diese Aufmerksamkeiten . . . , das muß eine grandiose Erbschaft sein!“

„Gnädige Frau,“ begann der Notar, „Sie sind die Tante und Verwalterin einer jungen Waise, namens Martha Mérygnac, nicht wahr?“

„Gewiß, mein Herr . . . Ich bin ihre Tante, und da ich die einzige Verwandte bin, natürlich auch ihr Vormund“, erwiderte Frau Dumoulin, indem sie dachte: „Was soll das heißen? Wird denn Martha eine Erbschaft antreten?“

„Nun, gnädige Frau, ich bin durch einen entfernten Verwandten dieses jungen Mädchens beauftragt, Ihnen ihretwegen einen Vorschlag zu machen.“

„Ein entfernter Verwandter . . . ? Verzeihen Sie, aber meine Nichte hat gar keine Verwandte.“

„Da muß ich Sie meinerseits um Verzeihung bitten, gnädige Frau; aber hatte Herr Mérignac nicht einen Vetter, der denselben Namen trug und in Japan Kolonist war?“

„Richtig, aber er ist gestorben.“

„Sie haben recht, gnädige Frau, dieser Herr Mérignac ist in Yokohama gestorben, es sind schon einige Jahre her. Aber er hat einen Sohn hinterlassen, der, als er das Unglück seines Onkels erfuhr, und zugleich, daß seine Cousine verwaist und arm war, beschloß, etwas für sie zu thun. Das ist es also, was ich Ihnen vorschlagen möchte: Da Herr Achilles Mérignac wünscht, daß seine Cousine eine Erziehung genießt, wie sie ihr zu Lebzeiten ihres Vaters zu theil geworden wäre, gedenkt er sie während 2 oder 3 Jahren in ein Kloster zu thun und hat das Geld, das für die bezüglichen Kosten aufzubringen ist, in meine Hände niedergelegt. Ich habe seine Prokuration, was diese Sache anbelangt, Fräulein Mérignac kann schon Morgen ins Kloster eintreten.“

„Einverstanden, mein Herr“, sagte Frau Dumoulin, „und wer ist denn dieser Herr Mérignac, wenn ich bitten darf? Ich lege Gewicht darauf, über die vollkommene Ehrlichkeit der Persönlichkeit im Klaren zu sein, der meine Nichte diese Wohlthat verdanken soll, denn ohne dies, sehen Sie wohl ein, würde ich auf keinen Fall zugeben, daß sie unser Haus verlässe. Nun kenne ich aber die Familie Mérignac sehr wenig, denn obwohl Marthas Vater mein Schwager war, so hatten wir doch nur sehr mangelhafte Beziehungen zu einander, sowohl wegen der großen Entfernung, die uns trennte, als infolge des Charakters des Herrn Mérignac.“

„Nichts ist gerechter als dies Verlangen“, erwiderte Chamailard. „Da ich gewohnt bin nur Geschäfte von höchster Ehrenhaftigkeit anzunehmen, welche alle wünschenswerthen

Garantien bieten, habe ich auch in Bezug auf das Geschäft, um welches es sich heute handelt, bevor ich es annahm, die umfassendsten Erkundigungen eingezogen. Aus diesen Nachforschungen ist ersichtlich, daß Herr Achilles Mérignac etwa 45 Jahre zählt, verheirathet und Familienvater ist, und in zweifacher Hinsicht, nämlich in geschäftlicher, wie in gesellschaftlicher, das höchste Ansehen genießt; daß er ferner von dem sehr lobenswerthen Wunsche geleitet, einer kleinen Verwandten, von der er, weil er sie arm weiß, annehmen konnte, daß sie unglücklich sei, einen Dienst zu leisten, jene Maßnahmen getroffen hat, über die Sie zu unterrichten ich die Ehre habe.“

Der Notar wußte die Tante Dumoulin so gut zu umstricken, daß sie sich schließlich mit dem Eintritt Marthas ins Kloster einverstanden erklärte. Sie versicherte wohl, der Form halber, sie werde ihrerseits Erkundigungen einziehen, aber kaum hatte sie den Rücken gewandt, so fiel es ihr im Traume nicht mehr ein, und sie kehrte heim, sehr zufrieden im Grunde genommen, daß sie von etwas befreit war, was sie eine Last nannte.

Kaum hatte sie die Notarstube verlassen, als der Thürumhang aus grünem Damast in die Höhe ging und ein junger Mann eintrat. Er machte den Eindruck eines Militärs, was durch den Haarschnitt und den Schnurrbart noch verstärkt wurde.

„Nun?“ fragte er.

„Nun, mein lieber Herr, sie ist damit einverstanden!“

„Um so besser!“ bemerkte fröhlich der junge Mann.

„Um so besser —, oder um so schlechter!“ fügte der Notar hinzu.

„Aber was denn! Wo wäre der Schaden, wenn dieses kleine Mädchen mir sein Glück zu verdanken hätte? Ich habe oft von den 100 000 Fr. Renten, die mir mein Vater hinterlassen hat, einen schlechteren Gebrauch gemacht!“

„Gewiß, das glaube ich wohl. Es ist sehr hübsch heute, aber in drei Jahren, mein lieber Herr, was wird dann geschehen?“

„Es wird geschehen — o fürsichtiger Mann, der Sie sind! — daß Fräulein Mérignac gebildet, schön vielleicht, gewiß aber vornehm

sein wird, und beim Verlassen der Pension einen Gatten findet."

"Ohne einen Heller Vermögen? Sehen Sie das oft, Herr Graf?"

"Ist der aber langweilig, dieser Chamailard!... Ohne einen Heller, ohne einen Heller! Wer sagt Ihnen denn, daß man sie ohne einen Heller lassen wird, diese Kleine!"

"So ist's recht! Wir verschaffen ihr also eine kleine Mitgift..."

"Das wär' gar nicht so übel!..."

"Für die Kleine gewiß nicht, aber für Sie..."

"Chamaillard, wenn Sie fortfahren, mich zu ärgern, werfe ich Ihnen dieses Buch damit dem Metallbeschläg ins Gesicht! Zum Teufel, machen Sie mir meine Poesie nicht kaputt, mit Ihren hämischen Einwendungen! Wenn man bedenkt, wie viele Schwierigkeiten uns entgegenstehen, wenn wir das Gute thun wollen, während sich das Böse so leicht macht!..."

"Mein lieber Herr Graf," hub nun der Notar an, indem er ihm die Hand entgegenstreckte, „der Himmel behüte mich davor, daß ich Sie an einem guten Werk hindere! Ich habe Ihnen meine Einwendungen gemacht, Sie lassen sie nicht gelten, das ist Ihre Sache. Sie sind ein Mann, der ein Herz im Leibe hat, und es macht immer Freude, auf der breiten Straße des Lebens Leute anzutreffen, wie Sie. Ich wünsche Ihnen, daß Sie ernten, was Sie jetzt säen!"

"Dank für diesen Wunsch! Aber kümmern Sie sich jetzt um dieses arme Aschenbrödel, und bewahren Sie namentlich das Geheimniß seines Tauspalthen! Mag sie immerhin glauben, alles dies dem Herrn Achilles Mèrignac, ihrem Vetter, verdanken zu müssen! Wird sie wohl auf unser Märchen hereinfallen, was meinen Sie?"

"Die Tante ist ja darauf eingegangen, warum sollte die Nichte nicht ein Gleiches thun?"

"Wichtig! Nun denn, auf Wiedersehen!"

"Auf Wiedersehen, Herr Graf!"

Als der junge Mann fort war, suchte der Notar unmerklich die Achseln.

"Eine ritterliche Natur, dieser Graf! Ein ausgezeichnete Bursche, bei meiner Seele!"

Aber das ist's... So was lernt nie rechnen!... Viel zu gutherzig, viel zu gutherzig!..."

VI. Ein Unter-Lieutenant, wie man deren wenige sieht.

"Mach' geschwind! Packe Deine Sachen zusammen, und richte Dich ein, damit Du übermorgen reisen kannst!"

Martha sah ihre Tante mit ungeheucheltem Erstaunen an.

"Du brauchst dich bewegen nicht dreinzuschauen, wie eine Statue! Du gehst ins Pensionnat, das ist alles!"

Yvonne, Alice und Martha waren zu gleicher Zeit in einen Ruf der Verwunderung ausgebrochen.

"Zawohl, in die Pension! Frau Chamailard, die Frau des Notars, wird Dich übermorgen abholen, um Dich nach Paris zu bringen in das Kloster des Oiseaux."

"Ja —, aber was geht denn vor, Mama," warf Yvonne ein, „so sag' doch!"

Frau Dumoulin wiederholte, was Chamailard ihr erzählt hatte. Natürlich machte Martha große Augen.

"Ich habe nie davon gehört, daß Papa einen Vetter haben sollte!" dachte sie bei sich.

Dann packte sie ihre Habe zusammen, und wartete. Am besagten Tag erschien Frau Chamailard, eine ehrwürdige Matrone mit grauem Haar, in der St. Gilles-Straße, um „Fräulein Mèrignac" abzuholen. Sie nahm Martha, nachdem diese der Tante und den Cousinen, die nicht recht wußten, wie ihnen geschah, Lebewohl gesagt, mit sich. Martha wurde zunächst in das Haus des Notars geführt, wo man die Stunde der Abreise erwartete. Hier zeigte ihr Frau Chamailard einen mit Kleidungsstücken und Bedarfsartikeln gefüllten Koffer, indem sie sagte:

"Hier, Kleine, hast Du deine ganze Ausstattung. Du nimmst sie mit in die Pension und gibst gut darauf Acht! Kannst Du nähen und flicken?"

"O ja, gnädige Frau!" antwortete Martha. Bevor sie fortging, übergab ihr der Notar ein verschlossenes Brieflein, in welchem Martha folgende Worte las:

"Kleine Martha, Du wirst in der Pension ein gebildetes, braves, ernstes Mädchen wer-

den. Vergiß in Deinen Gebeten den Pathen des Aschenbrödel nicht!"

"Wie!" rief Martha aus, "es ist wieder derselbe! Ich wußte wohl, daß dies alles zu schön gewesen wäre, um nicht etwas Uebernatürliches zu sein! Sehen Sie nur, gnädige Frau, sehen Sie nur! Das ist dieselbe Schrift, die auf dem Papier im Futteral am Neujahrstag stand! Aber das ist ja das reinsten Zaubermärchen!"

Frau Chamailard lächelte wie jemand, der um die Geschichte wußte.

"Ach, lassen Sie mich doch ein Wort an ihn schreiben," bat Martha, "damit ich ihm danke! Ein Wort nur, ein einziges Wort!"

Man ließ sie machen, und sie schrieb, was folgt:

"Geehrter Herr! Ich kenne Ihren Namen nicht, aber ich danke Ihnen und gebe Ihnen das Versprechen, daß das arme Aschenbrödel alle Tage seines Lebens von ganzem Herzen für seinen Pathen beten wird.

Martha."

Als Martha fort war, übergab der Notar das Billet dem jungen Mann, den wir schon halb und halb kennen gelernt haben. Dieser las es schmunzelnd.

"Danke Ihnen, lieber Freund!" sagte er. "Sie werden Martha sagen lassen, sie möge mir schreiben, und die für mich bestimmten Briefe an Sie adressieren!"

"Und schließlich soll man Ihnen vielleicht diesen interessanten Briefwechsel nach Algerien schicken?"

"Ja, mein Freund. Ich brauche Sie nicht abermals um Stillschweigen über das Geheimniß zu bitten?"

"Seien Sie ganz ruhig, meine Frau und ich, wir werden stumm sein. Die kleine Martha selber wird nicht erfahren, daß sie die Ehre hat, der Schützling meines ehrenwerthen Klienten, des allmächtigen Herrn Edmond-Jean-Marie zu sein, des Grafen von Boislinard, Unterleutnant im 2. Regiment der afrikanischen Jäger, in Garnison zu Numale, in Algerien. Vielleicht wäre sie doch, stolz darauf..."

"So leben Sie wohl! Sorgen Sie für mein Pathenkind, und vergessen Sie nicht, wenn Sie mir Briefe schicken, zugleich auch

zu schreiben, wie es Ihnen geht und Frau Chamailard. Das wird mir Freude machen."

VII. Von Frankreich nach Algerien.

Während 3 Jahren blieb Martha Mèrignac im Kloster des Oiseaux; sie reiste nur nach Abbeville in den Ferien, die sie theils bei der Tante, theils beim Notar zubrachte, immer, so hieß es, nach dem Wunsche des Herrn Achilles Mèrignac. In diesen drei Jahren verheiratheten sich Alice und Yvonne und verließen dann die Gegend; Martha hörte nur noch selten von ihnen. In der Pension arbeitete sie mit viel größerem Eifer als ihre Altersgenossen. Auf den Rath der Frau Chamailard, bestand sie die Prüfungen, trug schöne Preise davon und war darum nicht stolzer. Sie vergaß die bescheidenen Anfänge des Aschenbrödel nicht. Während dieser 3 Jahren hatte Martha gewissenhaft an denjenigen geschrieben, den sie ihren Pathen nannte. Da sie einem alten Mann zu schreiben glaubte, hatte sie in ihren Briefen — die zuerst sehr kindisch waren, aber in dem Maße, als sie zum Mädchen heranwuchs, erster wurden — alle Bekenntnisse eines liebenden Herzens niedergelegt. So schrieb sie ihm zum Beispiel:

"Ich weiß wohl, warum ich Sie so gern habe, ohne Sie zu kennen. Sie sind mein Retter, meine Sonne gewesen. Sie haben mich aus dem Fegfeuer herausgezogen. Ich glaube, ohne Sie wäre ich schlecht und hart geworden, da ich alles, was ich in mir Gutes hatte, und was nach Aussprache verlangte, in mir selbst verschlossen hielt. Freilich bin ich nicht die Vollkommenheit, und wenn Sie jemals daran halten, mich kennen zu lernen, werden Sie an mir, was ich befürchte, viele Fehler entdecken. Aber ich fühle wenigstens in mir das Verlangen nach dem Guten, Schönen und Gerechten stärker und stärker werden. Ihnen, lieber Pathe, hat die arme Martha dies alles zu verdanken. Dafür können Sie aber auch meiner Liebe versichert sein, und darauf zählen, daß ich die Hälfte der schönen Tage, die ich in diesem Leben erhoffe, mit Freunden hingeben würde, um Sie glücklich zu wissen. Warum kann ich selber zu diesem Glück nichts beitragen? Das kleine Mädchen,

das Sie einst an einem Dezemberabend gesehen haben, ist gern bereit, den Bettler von damals wieder aufzunehmen, ganz entzückt von seinen Wohlthaten und ganz beschämt darüber, daß es die Güte eines so großmüthigen Herzens genießt, während sie doch so wenig verdient, daß man sich ihrer annimmt! Lieber Pathe, wenn Sie endlich einmal Ihr Pathenkind zu sehen kommen, lassen Sie aber diese Verkleidung weg, nicht wahr?"

Derjenige, der diese zugleich naiven und zärtlichen Briefe des jungen Mädchens las, lächelte, während er die elegante Schrift entzifferte, die die Seiten bedeckte. Er empfand eine gewisse Freude darin, der Unschuldigen zu erwiedern.

"Das kleine Aschenbrödel," so schrieb er ihr, "hat also errathen, daß sein Pathe verkleidet war am Sylvesterabend? Wahrhaftig, Martha, Du bist scharfsinnig! Nun, wenn ich's denn einmal bekennen muß, so wisse denn, daß Dein Pathe weder so alt, noch so arm ist, als Du es früher vermuthen konntest. Du wirst ihn sehen, liebes Kind, denn sein ganzer Wunsch ist, Dich wieder zu sehen. Behalte ihm ein gutes Andenken, und er wird voll und ganz belohnt sein für das Wenige, das er für Dich thun konnte."

Als er auf den Briefumschlag die Adresse "an Frä. Mérignac" schrieb, konnte sich Edmund nicht enthalten zu lächeln.

"Himmel!" dachte er, "wenn meine Kameraden wüßten, daß ich mit einem Mädchen von 18 Jahren eine platonische Korrespondenz unterhalte, würden sie sich über mich lustig machen!"

Edmund war nicht blasirt, und so warfen Martha's Briefe einen Schein von mysteriöser Poesie auf sein thätiges und zugleich so abwechslungsvolles Leben. Und dann hatte er eine gewisse, vielleicht etwas selbstüchtige Freude daran — der beste Mensch ist eben doch ein wenig Egoist —, daß er sich sagen konnte, es existiere in der Welt irgendwo ein junges Mädchen, das an ihn dachte, von ihm träumte, und ihn liebte. Sich geliebt zu wissen, ist die höchste Lust!

Als Edmund durch den Notar vom Tode der Frau Dumoulin erfuhr, sagte er sich: "Zum Kukuck! Aber wenn nun die Tante

gestorben ist, was machen wir nun mit der Kleinen!"

Für ihn blieb es eben immer noch "die Kleine".

Der Notar, der denselben Gedanken hatte, wandte diskret ein, Martha, die ja so gebildet und sehr intelligent war, könne Lehrerin werden. Bis sie eine Stelle gefunden hätte, würde er sie nach dem Verlassen der Pension bei sich aufnehmen.

So kam Martha ins Haus des Herrn Chamailard zu wohnen. Aber Edmund widersetzte sich mit aller Kraft dem Plane, aus ihr eine Lehrerin zu machen.

"Machen Sie mir die Freude, Herr Chamailard," so schrieb er dem Notar, "und behalten Sie Martha bei sich. Ich hoffe im September meinen Ferienurlaub zu bekommen und den Winter über in Frankreich verbringen zu können. Bis dorthin wollen wir sehen, was für das Kind zu thun ist."

Herr und Frau Chamailard waren Martha ernstlich zugethan. Infolgedessen wurde sie allenthalben wie ihr Adoptivkind behandelt, ja, es ging in Abbeville das Gerücht, die Chamailard wollten, da sie kinderlos waren, Fräulein Mérignac adoptiren.

Herr Chamailard war der Schulkamerad des Barons von Boislinard gewesen, und dann sein Notar und Freund geworden. Alljährlich brachte der Notar mit seiner Frau 14 Tage in Piercourt zu, wo der Baron ein sehr schönes Schloß besaß. In diesem Jahre wurde Martha selbstverständlich mit ihren Freunden eingeladen, und noch waren keine 8 Tage vorbei, als sie bereits der Liebling des alten Barons war.

"Na, na," lachte der Notar oft in Gegenwart seiner Frau, "wird Martha am Ende noch die ganze Familie erobern?"

Eines Morgens fand Frau Chamailard Martha in Bewunderung eines soeben angekommenen Briefes, den sie in der Hand hielt.

"Was giebt's denn?" fragte die alte Freundin.

"Das ist doch kurios!" bemerkte Martha. "Da ist ein an Frau Boislinard adressirter Brief, dessen Handschrift zum Verwechseln derjenigen meines Pathen ähnlich sieht!"

"Ach so? Das ist ein Brief von Edmund

von Boislinard. Trage ihn zur Baronin, Martha!"

Martha gehorchte, dachte aber bei sich:

"Es kann keine Schriften geben, die sich ähnlicher sehen!"

Am selben Abend ließ Frau von Boislinard beim Diner melden, daß in etwa 14 Tagen, spätestens in einem Monat, ihr Neffe aus Afrika kommen werde. Und am andern Tag übergab der Notar Martha einen Brief ihres Vathen, der mit den Worten schloß:

"Liebes Kind! Ich werde endlich die Freude haben, mein Vathenkind zu umarmen. Auf baldiges Wiedersehen, kleine Martha, auf Wiedersehen!"

VIII. Vathenkind und Vathe.

Es war in den ersten Septembertagen. Martha sang zum Klavierspiel. Frau Chamailard machte Besuche. Der Notar war seit 3 Tagen verreist. Martha befand sich also allein und sang gerade die schönen Couplets von Nicolo, die sie ganz besonders liebte:

"Die Schwestern, ach, sie kennen nicht,
Des schweren Haushalts Sorgen!
Das Aschenbrödel, der arme Wicht,
Mühet sich, vom Abend bis zum Morgen..."

Die korrekte, freie und offene Stimme hob und senkte sich ohne die geringste Anstrengung. Sie war klar, ohne scharf zu sein. „Kristall auf Sammet," sagte Herr Chamailard von dieser Stimme.

Martha verbrachte oft Abende lang am Klavier zur Unterhaltung ihrer alten Freunde, die in die Musik verlicht waren, ohne davon was zu verstehen, weder das eine noch das andere. Sie kannte alle Lieblingsweisen des Herrn Chamailard, der sich gern der Komischen Oper und der schönen Tage von anno dazumal erinnerte! Sie sang sie ihm mit vollendeter Amuth und hielt ihn gänzlich gefangen.

Man muß annehmen, daß die Stimme Martha's auch andere Hörer in ihrem Banne halten konnte, denn während sie den schönen Refrain des „Aschenbrödel-Liedes" sang, war ein schöner, brünetter, junger Mann mit von der Sonnengluth irgend eines entfernten Klimas gebräunten Wangen auf der Schwelle des kleinen Salons stehen geblieben; er hatte

den Hut in der Hand und hielt den Vorhang von grünem Damast zurück, der dieses Gemach von dem Cabinet des Notars abschloß. Martha, die ihm den Rückenehrte, hatte ihn im Spiegel plötzlich bemerkt und machte eine brüske Bewegung, wodurch die Musikvorlage zu Boden geschleudert wurde.

"Pardon, fahren Sie doch weiter, Fräulein, wenn ich bitten darf," begann der junge Mann wohlaufrichtig, in dem er sie ehrfürchtig grüßte. „Ich wäre untröstlich, wenn ich Sie gestört haben sollte."

Martha erwiderte, sie sei nicht gestört worden und setzte den Herrn von der Abwesenheit des Notars in Kenntniß. Aber indem sie sprach, dachte sie bei sich:

"Mir scheint, ich kenne dieses Gesicht; das ist doch seltsam!"

Während dieser Zeit konnte Edmund sehen, daß Martha eine hochgewachsene, schlanke und anmuthige Dame war, auf deren Gesichtszügen sich sowohl Geist als Güte zeigte. Sie kam ihm ganz reizend vor in ihrem Trauerkleid, das nur eine Spitzenkravatte etwas aufheiterte. Und er schmunzelte.

Erst als er fort war, erinnerte sich Martha wieder einer Photographie, die sie in Viercourt gesehen hatt'.

"Es ist Edmund von Boislinard," dachte sie.

Der Winter war noch nicht da, und schon dachte der Capitän von Boislinard um die Hand von Martha Mèrignac anzuhalten, in die er ernstlich verliebt war. Sein Vorhaben wurde vor allem vom Notar bekämpft, noch mehr als von Herrn und Frau von Boislinard, die sich darauf beschränkten, zu bemerken, daß Martha, als arme Waise, keine Parthie für ihn wäre.

Eduard erwiderte logischerweise, daß man mit 100 000 Fr. Renten schon eine Waise heiraten konnte, selbst wenn sie so arm war, wie Martha Mèrignac.

"Wenn es deine Phantasie nun einmal so will, mein Sohn," sagte ihm sein Onkel, „so sehe ich nicht ein, weshalb ich mich Dir widersetzen sollte. Du bist übrigens alt genug, um nicht auf meine Zustimmung warten zu müssen. Ich gebe Dir sie lieber gleich. Geh, verheirathe Dich, und sei glücklich!"

Der
Rechn
für G
laut
Teide
so nah
machte
nach f
linard
nungen
unter
zu bri
"E
Stell
so wo
Muth
Da
drei
ihrem
"L
hatter
würde
jeden
Und
Asche
Vathe
komm
armer
muß
Herz
Muth
sprech
aber
mein
gewü
Und
W
Chan
Situ
gelan
schäff
Fall,
könn
darau
Fran
Mar
"E
Sale
W
sie ih

Der Notar seinerseits fand absolut keine Rechnung nicht dabei. Er hatte geträumt, für Eduard einen Contract aufsetzen zu können, laut welchem die Zukünftige Wiesen, Wald, Teiche und Meierereien mitgebracht hätte. Und so nahm er den Stier bei den Hörnern und machte Martha begreiflich, daß sie nicht darnach streben dürfe, einmal Gräfin von Boislinard zu werden. Martha sah alle ihre Hoffnungen in nichts zerfallen, aber sie versprach unter Thränen, das von ihr geforderte Opfer zu bringen und Abbeville zu verlassen.

„Suchen sie mir irgend eine anständige Stelle als Lehrerin, Gesellschaftsdame, oder so was. . . Ich gehe fort, ich werde den Muth dazu haben, ich verspreche es Ihnen!“

Dann nahm sie Zuflucht zu dem, der seit drei Jahren ihr Vertrauter gewesen war, zu ihrem Pathen.

„Lieber Pathe! — schrieb sie ihm — Sie hatten mich hoffen lassen, daß sie kommen würden. Aber jetzt warte ich schon 3 Monate jeden Tag vergebens darauf, Sie zu sehen. Und doch — wenn sie wüßten! . . . Wie hätte Aschenbrödel Ihrer mehr bedurft! Ach, lieber Pathe, der verwunschene Prinz ist gekommen, und er hat das Herz Ihres armen Aschenbrödels geraubt. Und nun muß es fort, und dieses verwundete Herz weit fort tragen! Aber ich werde den Muth nicht verlieren, lieber Pathe, ich verspreche es Ihnen! Ich bin untröstlich heute, aber der liebe Gott wird mir die Kraft geben, meinen Traum zu vergessen. Nur hätte ich gewünscht, daß Sie Edmund kennen würden. Und Sie kommen nicht. . .“

Wie immer, gab sie den Brief der Frau Chamailard, die ihn, weil in die momentane Situation nicht eingeweiht, an seine Adresse gelangen ließ. Herr Chamailard war in Geschäften aufs Land gereist, und hatte an den Fall, daß Martha seinem Pathen schreiben könnte, nicht gedacht. So kam es, daß Tags darauf, nachdem Martha ihren Brief der Frau des Notars übergeben hatte, diese an Marthas Zimmerthür klopfte und meldete: „Martha, Dein Pathe erwartet Dich im Salon. . .“

Martha sprang auf. Ihr Pathe! Wird sie ihn endlich kennen lernen!

„Und ich hab' ihm gestern erst geschrieben!“
„Nun ja, er wird vermuthlich die Antwort bringen!“

Martha ging klopfenden Herzens hinunter. Sie öffnete die Thüre, ließ einen Schrei aus und wich zurück, fast starr vor Staunen, indem sie, mit gefalteten Händen, stammelte:

„Sie. . .! Sie! Ach, ich träume, nicht wahr?“

„Sie träumen nicht, Martha, ich bin's, Edmund von Boislinard, Capitän außer Dienst des 2. Afrikanischen Jägerregiments, und komme, Sie zu bitten, Ihre Hand in der meinen, mir zu wiederholen, was Sie gestern Ihrem Pathen geschrieben. . .“

Martha weigerte weder die Hand noch das Geständnis. Dann ließ sie sich aber alles erklären.

„Wie, Edmund, du der Bettler!“

„Ich war's Martha!“

„Aber warum hast Du das alles gethan, Edmund?“

„Man hatte mehrmals vor mir erzählt, Frau Dumoulin habe eine kleine Nichte, die sie übel behandelte. Ich wollte das arme Aschenbrödel kennen, und während des Balls kam ich dann als Bettler verkleidet. Das Uebrige weißt Du!“

Wer beschreibt das Erstaunen des Notars, als dieser heimkam. Alles sprach von der Heirath Marthas mit Edmund.

„Du hast da einen schönen Streich gespielt!“ sagte Chamailard zu seiner Frau.

„Zum Kuckuck, man hätte mir was sagen sollen!“ erwiderte er.

Aber romantisch wie alle Frauen sind, fügte sie gleich ganz offen dazu:

„Am Ende ist es mir doch lieber, nichts gewußt zu haben, denn wahrscheinlich hätte ich nicht nach der Verabredung gehandelt. Jedenfalls hätte ich nie den Muth gefunden, diesen armen Edmund und diese liebe Martha voneinander zu trennen!“

Und so geschah's, daß Aschenbrödel seinen Pathen heirathete.

Paul Georges.

Der brave Schüler. — Onkel:

„Na, Max, was machst Du in der Schule?“

— Max: „Ich warte immer, bis sie aus ist.“

Die Damen von Türkenstein.

(Mit einer großen Abbildung.)

Es ist abermals eine Geschichte aus unsern Vogesenbergen, mit der wir unsere Leser heute unterhalten wollen, indem wir ihnen erzählen, auf welche Weise wir dazu gekommen sind.

Viele Jahre sind verflossen seit der Zeit, da sie uns mitgetheilt wurde; unsere Haare sind gebleicht, und der Tornister des Touristen ist sehr schwer geworden auf unserm Rücken, aber die Erinnerung daran ist noch so frisch wie in den ersten Tagen.

Alberschweiler ist ein freundliches Gebirgsstädtchen, das sich in möglichst pittoresker Lage an den Ufern der weißschäumenden Saar hinzieht, welche Ufer von einem der romantischen Seitenthäler des Donons, des heiligen Berges unserer Väter, eingeschlossen sind.

Zur Zeit, da ich die Erzählung hörte, die hier folgt, wohnte im Gebirgsstädtchen ein alter Onkel von mir, ein Waffengefährte von Massena. Ich ging ihn oft besuchen, und da ich für das Soldatenleben ein wenig schwärme, hörte ich gern zu, wenn er in seiner einfachen, robusten Art die glorreichen Feldzüge des berühmten Feldherrn, des Rivalen von Bonaparte, erzählte.

Als der Morgen graute, war ich von Rothau aufgebrochen, und nun unterwegs, um den Onkel zu besuchen; nachdem ich den Donon hinter mir hatte, stieg ich das Saarthal hinab und bewunderte frohgemuth, den Tornister auf dem Rücken, den Stock in der Hand, auf meiner Wanderung die entzückende Umgebung; denn sie ist schön, diese wildromantische Ecke des Wasgaus, die endlose Wälder bekleiden.

Es ist ein tiefes Thal, auf einer langen Strecke bildet es geradezu eine Schlucht; Höhen beherrschen sie, die von Schwarztannen bedeckt sind, die den Stolz unserer Berge darstellen, und denen sich in der Tiefe Laubwälder mit einem zarten Grün beimischen.

Auf den Abhängen rieseln Quellen, und auf den Gipfeln erheben sich stolze Blöcke, oft von der wunderbarlichsten Gestalt und in der seltsamsten Weise zerklüftet.

Am Horizont hebt sich die phantastisch gezeichnete Silhouette einer schwarzen Masse ab;

es ist der Fels vom Falkenstein, ein grandioses, fast schreckliches Ensemble von antiken Ruinen, die unlängst die Burg Türkenstein darstellten, und riesigen Felsblöcken, die aus einem Meer von düsterem Grün hervorragten. Den Tag über hatte Gewitterschwüle geherrscht; auf den Abend bedeckte sich der Himmel mehr und mehr, das Gewölk begann zu leuchten, dumpfe Donner rollten von Widerhall zu Widerhall, und von Zeit zu Zeit erschien die Masse des Felsens von Falkenstein auf einem Hintergrund von Feuer.

Einige große Tropfen fielen, wie Flecken, auf den staubigen Weg, das Gewitter zog herauf, wohin sollte ich mich flüchten? Die Gewitter sind furchtbar in unsern Bergen, und der Wald schützt noch weniger als das Unwetter selber.

Endlich erblickte ich, Gott sei Dank, die Sägemühle der Feen, ich hörte das geregelte Geräusch des Wassers, wenn es auf das große Rad fiel und darunter das Geplätscher in der Wanne. In zwei Sprüngen stand ich vor der Thür — es war höchste Zeit, denn unter furchtbarem Gepolter schlug der Blitz in einen Baumriesen des einige Meter von der Straße abgelegenen Waldes, und von Feuer umloht drang ich in das Innere des Hauses ein.

Ich fand eine zahlreiche Gesellschaft: die alte Mutter des Sägmüllers, Maman Golton, die Gebete stammelte und sich bei jedem Wetterleuchten bekreuzigte, einige Holzhauer, die sich vor dem Wetter geflüchtet hatten, und meinen alten Bekannten, den Sägmüller Marchal in Person, in der Gegend nur unter dem Spitznamen „Rothklappe“ bekannt wegen der rothwollenen Zispelmütze, die an den Werktagen sein Haupt bedeckte.

So saßen wir plaudernd um das flammende Herdfeuer aus Abfällen aus der Säge herum, das Tag und Nacht fortbrannte, umwölkt vom bläulichen Rauch der Pfeifen, die allen im Mundwinkel hingen, und warteten auf das Ende des Gewitters, welches draußen raste.

„Heilige Mutter Gottes!“ rief die gute Alte aus, „Sie haben Glück, Herr Henry, daß Sie noch zeitig genug gekommen sind, das wird ein schönes Wetter geben, glaubt mir nur! Die Frauen da drüben sind gestern Abend beim Mondlicht umgegangen, der Bettler von

ein grandio-
se von antiken
Türkenstein
den, die aus
hervorragten,
säule geherrscht;
Himmel mehr
zu leuchten,
berhall zu Wi-
t erschien die
stein auf einem

wie Flecken,
Gewitter zog
lächten? Die
Bergen, und
das Unwet-

ei Dank, die
das geregelt
auf das große
ätscher in der
id ich vor der
denn unter
Blitz in einen
n der Straße
Feuer umloht
jes ein.

ellschaft: die
man Gotton,
jedem Wei-
Alzhauer, die
t, und meinen
Marchal in
dem Spitz-
en der roth-
Werklagen

s flammende
Säge herum,
amwölkt vom
le allen im
ten auf das
außen raste.
ef die gute
Henry, daß
a sind, das
glaubt mir
stern Abend
Bettler von



Seit diesem Ereigniß irren die armen Seelen dieser Frauen, in langem weichen Zuge um die Ruinen herum.

Sankt Veit, dieser große Scheeläugige, hat sie um Mitternacht gesehen, wie ich Sie jetzt sehe. Es muß heute was geben...! So ist's immer, wenn sie Gebete zu ihrer Erlösung begehren. .!"

„Ach, Mutter, lasset diese Geschichten!“ warf der Sägmüller ein, „Herr Henry wird sich über uns lustig machen!“

„Meinetwegen,“ bemerkte die Alte, „man weiß, was man weiß... lachet immer zu!“

Ich wollte Maman Gotton ausfragen, die nun ärgerlich über den Ausfall des Sohnes, plötzlich schwieg; denn ich merkte wohl, daß alle, voran der Müller, nur zweifelten vor dem Städter, eigentlich aber an die Worte der Großmutter fest glaubten. Meinem Drängen, er möge mir die Geschichte von den Damen von Türkenstein erzählen, gab die „Nothklappe“ endlich nach, und so vernahm ich, unter der Begleitung eines der furchtbarsten Gewitter, das ich je erlebt habe, aus dem Munde des Müllers die Erzählung, die ich hier wiedergebe; ich bedauere nur, daß durch meine Uebersetzung ein Theil von ihrem ursprünglichen Reiz verloren geht. Er begann also: —

„Zur Zeit, da die Königin Anna span, erhob sich auf dem Gipfel des Falkenstein ein riesiges Schloss, dessen hoher Thurm von allen Thälern der Umgebung und der lothringischen Ebene sichtbar war. Es war der Sitz eines adligen Herrn von höherem Range, des Herrn Ulrich von Türkenstein.“

Zu jener Zeit war es, daß Peter, der Finstler, mit Begeisterung predigend durch die Lande zog, um Europa zu veranlassen, Jerusalem, die ewige Stadt, den Händen der Ungläubigen zu entreißen.

Der Herr von Türkenstein hatte mit seinen gesammten Vasallen, Edelknechten und Knappen das Kreuz genommen und lag seit langen Jahren im Krieg gegen die Sarazenen.

Seine schöne, milde Gefährtin, die Herrin von Türkenstein, blieb auf der Burg zurück, allein mit ihren sieben Töchtern, schön wie die Sonne, und zwei Nichten und einigen andern jungen Damen vom Adel, deren Väter dem Lehnsherrn nach Palästina gefolgt waren.

Die edle Frau wollte die langen Jahre der Erwartung, welche ihr durch die Abwesenheit eines liebenden Gemahls sehr traurig erschienen, gänzlich der Erziehung dieses

jungen Schwarmes jungfräulicher Seelen widmen.

Man konnte sich nichts Erhabeneres und Erbaulicheres denken, als wenn diese reinen Geschöpfe mit ihren Silberstimmen in der Schloßkapelle das Lob des Allerhöchsten und der lieben Mutter Gottes sangen.

Nichts blieb unversucht, was dazu beitragen konnte, aus diesen bezaubernden Schönen Muster von Wissenschaft und Weisheit zu machen. Die hervorragenden Gelehrten des Reichs wurden dazu berufen, sie in die Geheimnisse des göttlichen Wortes einzunweihen, und die beredtesten Professoren eiferten um die Wette, um diesen sanften Tauben, nach dem Worte des Evangeliums, die Klugheit der Schlangen einzusüßen.

Einige von ihnen hatten schon den höchsten Gipfel des Ruhms erklimmt als Verfasser von Erzählungen, Märcen, Legenden und Dichtungen, die überall bekannt waren und von den Minnesängern, unter Begleitung der Laute, in ganz Europa und bis übers Meer vorgetragen wurden. Die Kunst spielte ebenfalls eine große Rolle in diesem aufgeklärten Unterrichte, und man zeigte mit Bewunderung auf dieses oder jenes Heiligenbild, das von den zarten Händen einer der jungen Damen gezeichnet war, oder auf die Gebirgsbilder, deren wundervoll gemalte Buchstaben die gelehrte Bucharbeit einer der Goldamen darstellten. Sie waren von hoher Kostbarkeit und mächtig, die Damen von Türkenstein. Diejenigen, denen es nicht vergönnt war, auf der Stiene das Abzeichen des Genies zu tragen, wußten sich wenigstens nützlich zu machen durch Teppichwirkerei und Stickerei; andre fanden in der Musik etwas, um ihre Ruhestunden auszufüllen und ihre Gefährtinnen zu unterhalten. Schließlich entspann sich ein heiliger Wettstreit in jenen Dingen, deren Erlös dazu diente, die Lage der Unglücklichen in der ganzen Gegend zu verbessern.

Leider kann man auch des Guten zu viel thun, und hierin lag die Gefahr. Es kam die Zeit, da die schönen Gelehrten die Bewusstheit hatten, sie seien der Gipfel aller Vollkommenheiten, und nun gewannen die Eitelkeit ihre bisher so reinen Seelen mehr und mehr. Statt dem Herrn zu danken für die Gaben,

die sie doch nur durch sein Juthun erhielten, begannen sie sich untereinander zu bewundern. Die Gefallsucht und die Frivolität brachten es so weit, daß sie ihre geistigen Pflichten vernachlässigten und verachteten. Die weisen Jungfrauen verschwendeten das Oel ihrer Lampen. Sie wurden viel zu weltlich gesinnt. Das Schloß verwandelte sich in einen Vergnügungsort, wo sich die adelige Jugend des Landes Stillsitzen gab, sogar die Herrin von Türkenstein verlor, anstatt ihre Heerde zu überwachen, ihr Herz an weltliche Reize.

Da kam Weihnachten heran. An jenem Tage herrschte draußen das furchtbarste Wetter; ein Schneesturm wüthete in allen Seitenthälern, und wie ein weißes Leichentuch, lag eine dicke Schneedecke über Weg und Steg. Die Burg war verinsamt wie in einer Einöde, denn niemand hätte sich ins Gebirge gewagt, keine Tapferkeit, keine Liebe hätte diesem Wetter gegenüber Stand gehalten. Darum kam auch kein Besuch. Es war langweilig genug für die jungen Damen bis hinauf zur Herrin selber, die sich schon darauf gefreut hatten, die Geburt des Herrn inmitten einer zahlreichen Gesellschaft zu feiern.

So mußten sie sich in ihr Schicksal ergeben, ganz allein die Kosten des Festes bestreiten und ihre melodischen Stimmen unter dem sonoren Gemölbe der Schloßkapelle erschallen lassen, ohne daß sich ein fremdes Ohr daran laben konnte!

Man war schon mitten in der schwarzen Nacht, der Sturm verdoppelte seine Wuth und warf den Schnee gegen die großen Fenster des Chors. Da ertönten drei wuchtige Schläge am äußern Thor. Todesstille herrschte plötzlich im Kreise, alle horchten auf, die jugendlichen Herzen pochten ängstlich.

„Machet auf!“ rief eine starke Stimme von draußen. „Habt Erbarmen, edle Damen, und gebet Obdach einem ehrsamem Rittermann, der aus dem heiligen Lande zurückkommt, und ohne Euere Hilfe elendiglich zu Grunde gehen muß!“

Auf diesen dringlichen Hülfesruf befahl die Herrin von Türkenstein die alte Thurmwächterin aus äußere Thor, in Begleitung des Hausmeisters und des Gärtners, welcher letztere im Verein mit einigen mit der Schloßwache be-

trauten Bauern die bewaffnete Nacht der Burg repräsentirten; sie sollten sich am Guckloch der Zugbrücke informieren über die Person des Verwundenen, der zu dieser Stunde die edle Gesellschaft zu stören wagte.

Die Thurmwächterin kam bald zurück mit der Nachricht, der Einsatzbegehrende sei ein schöner Ritter in Begleitung von mehreren Edelknechten, Bogen und Knappen, alle diese Herren aber befänden sich in einem Zustande, der jeder braven Christenseele Mitleid einflößen müßte.

Man beriet, schöpfe Mut, und kam zum Schlusse dahin überein, daß es gegen alle Gebote der christlichen Nächstenliebe verstoßen würde, wenn man Christen, die aus dem Geburtsort des Heilandes zurückkamen, der Unbill einer so kalten Winternacht aussetzen wollte. Und abermals begab sich die alte Thurmwächterin mit ihrer Leibwache ans Thor, um die armen Verirrten einzulassen.

Mitleid und Mürung besielen die edlen Damen, als sie eine herrliche Rittergesellschaft eintreten sahen, inmitten von hübschen jungen Edelknechten, ganz bleich vor Kälte. Indeß zeigten sie bald durch die Lebhaftigkeit ihrer Augen — deren feuriger Glanz nur unsern äbel beratenen Edelknechten nicht zu denken gab! — daß es nur einiger Ruhe im warmen Speisesaal bedurfte, um ihren Gesichtern die hochrothe Farbe wieder zu geben, welche die Würdigkeit vorübergehend hatte dämpfen können.

Der Empfang war so herzlich und zuvorkommend, daß bald niemand mehr des Mitternachtsgottesdienstes gedachte. Er wurde ersetzt durch erbauliche Geschichten aus dem heiligen Lande, die der schöne Ritter mit eigenartiger Beredsamkeit erzählte. Er hatte allerdings mit seinem Gefolge auch die seltensten, wunderbarsten Abenteuer überstanden!

Die lieben Edelknechte waren ganz Ohr, und ihre Augen öffneten sich weit und glänzten in mildem Feuer, so oft sie den freundlichen Blicken der jungen Pilgrime begegneten; dann erröthete man beiderseits in köstlicher Weise.

Aber die Befangenheit machte bald dem entzückendsten Sichgehenlassen Platz, besonders als die Humpen mit Stühwein gefüllt, welcher die Wanderer erwärmen sollte, die Runde gemacht hatten.

Schneller als man es sagen kann, hatte die Gesellschaft der ehrsamten Frauen unter der Leitung einer ehemals so wachsamten Herrin alle Grenzen der Zucht und des Anstands übertreten; und nach kurzer Zeit war — höchst seltsam! — aus der Weihnachtsfeier ein Gelage geworden, an welchem sich alles betheiligte... Bald hatten die armen Schäflein des Herrn, unter der Einwirkung der gewürzten Getränke, die Besinnung verloren, und unter der Begleitung von Pfalter und Harfe, Maulgeigen und Saitarren wurde ein Menuett getanzt, angeführt vom Ritter und der Schlossherrin, dort, wo man jetzt nur den heiligen Gesang hätte hören sollen. „David hat ja auch getanzt vor der Arche!“ bemerkte die Thürwarterin, die einzige Alte in der Gesellschaft, aber leider auch die Tollste von allen!

So verging die heilige Nacht mitten in der Lustbarkeit, und das Gelage zog sich bis spät in den Morgen hinein, während draußen der Sturm fortfuhr zu rasen und den Schnee um die Häuser aufzuthürmen.

Schon fiel das erste Licht des bleichenden Tages auf die Fenster der Halle, die in unbestimmten Farben matt erglänzten, da ereignete sich etwas Schreckliches: Die Herrin von Türkenstein und die thörichten Jungfrauen sahen plötzlich den schönen Ritter und sein Gefolge in häßliche, Frauen schneidende, böse Geister verwandelt! Aber die Armen hatten nicht lange Zeit, über die furchtbare Verwandlung nachzudenken, denn unter schrecklichem Donnerkrachen wankte der Bau in seinen Fundamenten, und die Burg mit allen ihren Gärten und Bewohnern wurde vom Berg verschlungen.

So bestrafte Gott den Hochmuth derer, die ihre Pflicht vergessen hatten.

Seit diesem furchtbaren Ereigniß irren die armen Seelen der Frauen, an den Vorabenden großer Katastrophen in der Natur, in langem weißem Zuge in den Ruinen herum, über denen ehemals sich ein stolzes Schloß erhob. Sie weinen und klagen, sie flehen zu den Christen, sie mögen ihnen durchs Gebet zu Hülfe kommen, und vom Erlöser ihre Befreiung erbitten. Darum hat die alte Gotton so gebetet und sich bekreuzigt.“

Der Sturm hatte sich gelegt, am wolkenlosen Himmel ging ein Stern nach dem andern auf, und über der Silhouette des Falkensteins stieg die silberweiße Scheibe des Mondes empor. Es war Zeit, sich zu verabschieden und sich auf den Weg zu machen, wenn ich vor Mitternacht nach Albersweiler kommen wollte, wo der Dunkel gewiß schon in Unruhe um mich war.

Unversehens kam ich an den Fuß des Falkensteins, und noch ganz unter dem Eindruck der Erzählung der „Rothlappe“, glaubte ich vom Gipfel des behexten Felsens her unbestimmte Seufzer zu vernehmen: es war nur das Geflüster des Windes in dem Geäst, und die letzten Töne des Eulenrufs...

Henry Ganier u. Jules Frölich.

Weihnachtsabend eines Polizeibeamten.

Ein hervorragender Wiener Polizist theilt der „Pr.“ folgendes ergreifende Erlebnis vom letzten Weihnachtsheiligenabend mit: Die Reihe des Nachtdienstes am Weihnachtsabend traf mich. Es war dies zugleich der erste Nachtdienst, den ich abhalten mußte, und er traf mich doppelt unangenehm, weil ich gewohnt war, diesen Abend im Kreise meiner Familie, umgeben von frohen Gesichtern, die den Ernst des Lebens kaum kennen und selbst eine düstere Stimmung wenigstens an diesem Abend zu unterdrücken wissen, zuzubringen. Nun athmete ich die von dem Dufte modernder Aktien angefüllte Luft des Polizeibureaus. Statt der strahlenden Kerzen des Weihnachtsbaumes stand vor mir die qualmende Petroleumlampe, statt froher Menschen freudeglänzender Miene sollte ich Elend und Uebermuth zu Gesichte bekommen. Wer wird auch in der Weihnachtsnacht die Berührung mit der Polizei nicht scheuen? Es werden wohl übermüthige Nachtschwärmer meine Ruhe stören, oder Verbrecher, denen die heilige Nacht nicht zu imponieren vermag, so dachte ich und harrete mit Unlust der Meldungen die der Amtsdienner bringen wird. Er tritt ein.

Nach dem kurzen Rapport, den er erstattet, ist's ein gewöhnlicher Fall — eine Fälschung

von Banknoten. Ein junger Mann abgehärmten Aussehens wird mir vorgeführt. Er hatte in zwei Kaufläden Guldennoten ausgegeben, die sich als gefälscht herausstellten. Er wurde ertappt und nun harret er meiner Verfügung. Der Mann sieht zum Erbarmen aus. Er gesteht, die Noten nachgemacht zu haben. Sie sind ja so schlecht fabrizirt, daß sie auf den ersten Blick und Griff als Falsifikate erkannt werden müssen. Meine Frage, weshalb er dies Verbrechen begangen, beantwortete er unter Thränen: „Nicht Leichtsinns hat mich dazu getrieben, sondern bitterste Noth. Ich habe ein krankes Weib und zwei Kinder. Seit Wochen suche ich vergebens Arbeit zu erlangen. Was wir gehabt haben, ist versetzt und heute am Weihnachtsabend kann ich kein warmes Essen für Frau und Kinder schaffen. Da trieb's mich, zwei Guldenzettel nachzuzeichnen, und in den Abendstunden wollte ich sie ausgeben und Fleisch, Kaffee und Holz kaufen, damit sie wenigstens an den Feiertagen nicht hungern. Und jetzt — jetzt werden meine armen Würmer noch länger hungern müssen.“

So treuherzig er dies sagte, ich durfte seinen Worten nicht glauben schenken, ich mußte noch in seiner Wohnung Revision halten und er mußte hierbei zugegen sein. So trat ich denn, von zwei Dienern begleitet, den Weg in die entlegene Gasse an. Ich ging an vielen Häusern vorüber, aus deren Fenstern mir Lichterglanz entgegenstrahlte, hie und da hörte ich fröhliche Stimmen und hinter mir ging Einer, der nicht aufhörte, laut zu schluchzen. Selbst im kleinen Häuschen sah ich alle Fenster beleuchtet. Endlich traten wir in einen Hausflur, von da in ein Hinterstübchen. Dort war seine Wohnung. Er wurde erwartet. Denn als ich eintrat, sprangen Kinder und Frau mir entgegen, in der Meinung, er sei der Vater und Gatte, der Brod bringt. Entsetzt starrten sie den Mann in der Uniform an. Endlich erkannten sie in dem hinter mir Stehenden den Erwarteten. Aber unter welchen Verhältnissen vollzog sich das Wiedersehen! Er brachte kein Brod, er kam Abschied nehmen. Die Revision war mir die peinlichste, die ich je vorgenommen. Sie war resultatlos. Er hatte wirklich nur zwei Guldenzettel nach-

gezeichnet. Nun mußte er mit mir in's Amt, um die Weihnacht im Arrest zu verbringen. Das Weib fiel mir zu Füßen und bat, nur diese eine Nacht ihr den Gatten zu lassen. Die Kinder weinten und flehten, und da ihr Flehen nichts half, so versuchten sie nach Kinder Sinn mit Drohungen den „bösen Mann“ einzuschüchtern. Er war nicht fluchtuerbächtig, und ich war im Innern wahrlich nicht hart.

Allein meine Pflicht gestattete keine Milde. Mir kostete es viele Ueberwindung, hart zu scheinen, aber ich mußte ihn von seiner Familie reißen. Es war ein herzzerreißender Anblick, als Frau und Kinder ihn umhalsen und küßten, der aus Liebe zu ihnen zum Verbrecher geworden war, der sie nun doppelt hilflos zurücklassen mußte. Ich wollte der armen Frau meine Geldmittel anbieten, um ihr wenigstens für die ersten Tage die Existenz zu erleichtern, sie aber wies die Hülfe zurück von dem Manne, der nach ihrer Meinung ihren Gatten ins Unglück stürzte. Dennoch ließ ich meine Baarschaft ihr zukommen, ohne daß sie es bemerken konnte, und dann lehrte ich mit meinem Häftling ins Amt zurück. Ich halte lange verweilt, es war bereits Mitternacht. Mit schmerzlichen Empfindungen setzte ich mich wieder an meinen Schreibtisch. Der Amtsdienner trat wieder ein. Betrunkene sind's, die in ihrem Uebermuth die Wachen geschlagen hatten und die nun ihren Rausch im Arrest ausschlasen, an der Seite des Unglücklichen, den die Noth ins Elend gestürzt hat. Um 8 Uhr Morgens schlug meine Befreiungsstunde. Ich habe eine so traurige Weihnacht seither nicht erlebt.“

Clown.

(Mit einer Abbildung.)

I.

Hippolyte Landry war das dritte Kind eines ehrsamten Wagenkontroleurs, dessen Traum es war, aus seinen Sprößlingen „Bourgeois“ zu machen, zu welchem Ende er ihnen eine Erziehung zu Theil werden ließ wie er sie selber nicht erhalten hatte. Unter den herbsten Entbehrungen hatte der Älteste der Knaben, Lucien, einen gewissen Grad von

Bildung genossen, der ihm, im Verein mit einer prächtigen Handschrift, erlaubte, bei der Verwaltung oder beim Handel um verschiedene Stellen einzukommen. Was also diesen Erstgeborenen betraf, der insgeheim von Vater und Mutter wegen seines imponirenden, selbstständigen Auftretens bewundert wurde, so war der Zweck der Eltern erreicht, und sie durften, nicht ohne naiven Stolz, sagen, ihr Aeltester arbeite „in den Papieren.“

Die Wahrheit hätte verlangt, daß man sagte, er arbeitete dort „von Zeit zu Zeit.“ Denn diese Sorte von Stellungen, die keine bestimmten Fähigkeiten voraussetzen, sind ihrer Natur nach ungewiß und ohne feste Dauer. So kam es, daß Lucien, im Uebrigen ein ordentlicher, ernster Bursch, mehr der unfreiwillige Gast des elterlichen Hauses als der Schreiber war, der er aus Beruf sein wollte. Aber wozu sich während dieser kleinen Zwischenpausen beunruhigen? Lucien mußte doch einmal, früh oder spät, die gewinnbringende Lebensstellung erhalten, zu der ihn seine Verdienste beriefen. Bis dahin gab es zu Hause wohl noch Brot für ihn!

Von ähnlichen Gedanken geleitet, bereitete sich Elisa, die einzige Tochter, eine hübsche Brünette, die Intelligenz und wahrhaft vornehme Allüren besaß, ihrerseits auf die Prüfungen vor, die ihr den Weg im Unterrichtsfach ebnen sollten.

Leider erwies sich die Last als zu schwer für den Vater, einen bescheidenen Arbeiter, der, ohne die Tragweite zu ahnen, diese verantwortungsvolle Aufgabe lösen wollte. Kaum hatte Elisa die Prüfung für die Elementarschule bestanden, da war auch das Budget schon zu klein, und die weitläufigen Studien mußten unterbrochen werden. In dessen tröstete man sich damit, daß sich das junge Mädchen, dem der Weg durch den staatlichen Unterricht nun verschlossen blieb, durch Ertheilung von Privatunterricht in reichen Familien eine unabhängige Stellung gründen könne. Leider wurden auch hier, wie bei Lucien, die optimistischen Hoffnungen durch ein hartes Geschick in der Folge enttäuscht. Bei ihrer mangelhaften Kenntniß der Welt hatten sich die braven Landry nicht geträumt, daß der Privatunterricht so selten,

und der Zugang zu den reichen Familien so schwierig wäre!

Was Elisa schließlich herauschlagen konnte, beschränkte sich auf einige leidlich bezahlte Nachhilfestunden bei den Geschäftsleuten des Viertels; und wie der Bruder, war auch das junge Mädchen, trotz seines guten Willens und der glücklichen Geistesgaben, die es nicht verwerthen konnte, fast immer der armen Familie zur Last, deren Existenz angesichts der vielen Mäuler, die da essen wollten, von Tag zu Tag schwieriger wurde.

Es blieb Hippolyte — „mein Nesthäkchen“, wie der gute Papa Landry mit herzlichem Mitleid sich ausdrückte, da dieser schwächliche Sprößling ihm nicht dieselbe Genugthuung zu versprechen schien, wie die ältern.

Polyte, so nannte man ihn im vertraulichen Verkehr, war von der Natur sehr stiefmütterlich bedacht worden. Mit 13 Jahren — in der Zeit also, da wir seine Bekanntschaft machen — war er schon mehr eine bizarre Erscheinung, mit seinem langen, schlotterigen Körper von außerordentlicher Geschmeidigkeit, dessen Gliedmaßen beinahe aneinanderzufallen drohten. Ueberdies war der Bursche unverschämte roth und hatte ein unerlaubt irreguläres Gesicht, dessen Häßlichkeit von der Art war, daß ihr Anblick lachen machte. Von den beiden Augen schaute das eine, wie man im Volke sagt, nach Paris, das andere nach Rom, die zu kurz geratene Nase war fast dem Himmel zu gestülpt, „es regnete drein“, witzelten die boshaften Schulkameraden, und aus dem schiefen Mund, der von einem Ohr zum andern ging, stand ein Zahn von ungewöhnlicher Länge heraus, der die Oberlippe wie zu einem ständigen Lächeln verzerrte. Und doch lachte er nicht oft, der arme Kerl, den dieses ungünstige Aeußere, das ihn zum Gegenstand des Spottes machte, bis auf den Grund der Seele schmerzte.

Außerdem fehlten ihm — was die Mutter mit Thränen in den Augen feststellte — die Qualitäten der ältern Geschwister, so daß man endgültig daran verzweifelte, diesem windigen Kopf das geringste Maß von Kenntnissen beizubringen, der seine Freude darin zu finden schien, stundenlang den Mücken, die da ummehr flogen, zuzusehen.

's Amt,
bringen.
at, nur
ten. Die
Flehen
berfönn
einzu-
tig, und

Milde.
hart zu
Familie
Anblick.
en und
brecher
hüllos
armen
um ihr
Existenz
zurück
einung
dennoch
t, ohne
kehrte
ed. Ich
Mitter-
n setzte
Der
find's,
hlagen
Arrest
lichen,
t. Um
iungs-
achten

Kind
dessen
lingen
nde er
ließ
er den
ste der
d von

Als Hippolyte dann beim Examen durchfiel, galt es als sicher, daß der in jeder Beziehung rückständige Bursche nie Carrière machen könne wie sein Bruder oder seine Schwester, „sei es durch die Schriften, sei es durch die Bücher.“ Welchem Beruf sollte man ihn nun zuführen? Hier begann für den armen Polyte eine neue Marter. Umsonst sah er sich, mit der verdienstvollsten Bescheidenheit und mit einem rührenden Eifer, den Seinen zu helfen, nach den niedersten Stellungen um; niemand wollte ihn, nicht einmal, um Gänge zu besorgen.

„Man kann unmöglich einen Menschen mit dem Gesicht zu einem Kunden schicken!“ bemerkten die Geschäftsinhaber, „man würde nicht daran glauben.“

Zu einem Handwerk zeigte aber Hippolyte anderseits keine Lust. Und seine langen Hände, die Spinnensfüßen glichen, stöhnten, trotz ihrer Geschicklichkeit, den Handwerksmeistern nicht mehr Vertrauen ein, als seine komisch-häßliche Grimasse. Stets war es dieselbe Antwort:

„Wir können diesen Kerl nicht in ein Atelier stellen; man kann ihn nicht anschauen, ohne zu lachen, man würde sich auf seine Kosten amüsiren, und die Arbeit litte darunter Noth!“

Ja, ein bedeutender Lederhändler zu welchem Frau Landry ihren Sohn gebracht hatte, sagte im Lachen:

„Der Junge hat ja einen veritablen Clowns-Kopf! Ein ausgezeichnete Kopf! Suchen Sie doch nicht länger nach einem Beruf für ihn, gute Frau: Der Beruf ist gefunden!“

Und die arme Frau Landry zog sich zurück, ganz gedemüthigt, mit Hippolyte hinter sich her, der nicht wußte, wie ihm geschah, und an dies und jenes dachte. . .

II.

Aber der Frau Landry lag jene Zumuthung schwer im Magen. Als die Familie abends beim Essen saß, konnte sie nicht umhin, ihren Merger abzuladen.

„Hättet Ihr Euch denken können“, sagte sie, „was der freche Mensch, bei dem wir heute waren, von unserm Polyte zu sagen wagte! Einen Clowns-Kopf habe er, sagte er!“

„Das ist wahr, meiner Seel!“ lachte Lucien in einem Anfall von Heiterkeit, während

Hippolyte den von rothem Gebüsch umzäumten Kopf senkte. Und von dieser Stunde an nahm man die Gewohnheit über den „Clownskopf“ des armen Polyte sich lustig zu machen.

Er antwortete nicht, er schloß sich in ein etwas uncivilisirtes Schweigen ein, oder aber lachte in einer eigentümlichen Weise, wodurch die tragikomische Lippe noch höher gezogen wurde. Er blieb wenig mehr daheim, verbrachte fast die ganze Zeit draußen mit allerhand mysteriösen Beschäftigungen, von denen er keinen Ton verriet. Thatsächlich konnte natürlich niemand im Hause auf die Idee kommen, daß Polyte seine Zeit zu etwas Nützlichem verwenden würde. Im Gegentheil, seine Mutter war über diesen Punkt untröstlicher denn je. „Das arme Kind nimmt sehr böse Gewohnheiten an“, seufzte nicht selten die Mutter, „es streift nur so durch die Straßen. Aber was will man machen? Es kann ja sein Brod nicht verdienen!“

Was aber die ehrsame Frau nicht sagte, das war ihre Sorge wegen der gegenwärtigen Lage, indem nämlich die zwei Aeltesten immer weniger Arbeit fanden und der Vater das Alter spürte.

„So lange der arme Mann noch arbeiten kann, wird's ja noch so gehen!“ seufzte sie oft. „Aber das Handwerk ist hart! . . . Und was soll dann aus uns werden? . . .“

Die beängstigende Frage blieb ohne Antwort, und für sich allein unterließ es die Mutter genauer auf die intime Sorge einzugehen, denn sie wollte ihre Energie nicht schwächen und rettete sich mit der Aussicht auf die schöne Stellung, welche Lucien und seine Schwester wohl eines Tages bekommen würden, wodurch wieder eine behäbige Lebensführung ermöglicht und die Zukunft gesichert werden konnte.

III.

Das Gegentheil traf ein; die Umstände schienen sich, wie immer, darauf eingerichtet zu haben, um der armen Frau zu zeigen, daß ihre Befürchtungen nicht unbegründet waren.

Zu Beginn eines sehr strengen Winters bekam Landry, der durch seinen Beruf jeder Unbill der Witterung ausgesetzt war, einen Schlaganfall und schwebte zwischen Leben

zäumten
 an nahm
 unskopf"
 en.
 y in ein
 der aber
 wodurch
 gezogen
 m, ver-
 mit aller-
 n denen
 konnte
 e Idee
 a etwas
 Gegen-
 unkt un-
 o nimmt
 te nicht
 urch die
 en? Es

 t sagte,
 härtigen
 a immer
 ter das

 arbeiten
 ufzte sie
 . Und

 ne Ant-
 es die
 ge ein-
 ie nicht
 ussicht
 en und
 kommen
 Lebens.
 gesichert

 anstände
 gerichtet
 en, daß
 waren.
 Binters
 af jeder
 einen
 Leben



Tanzonville

ATILY. X. A. STRASSBURG

Der Clown Hip gab sich alle Mühe, eine entstellende Maske zu machen.

und Tod. Wie schon eine etwas ernste Krankheit in einem Haushalt, der just den täglichen Bedarf aufbringt, zur finanziellen Katastrophe wird, so mußte die erzwungene Arbeitsruhe des Vaters, indem sie die einzige sichere Erwerbsquelle des Hauses verstopfte, die Familie ins Elend stürzen. Die kleinen Ersparnisse waren bald aufgezehrt, die paar Schmucksachen dann ins Verkaufshaus gewandert, und der Hunger trat zur Thüre herein.

Frau Landry war nahe daran, die Bestimmung zu verlieren. Wo sollte sie das Brod zum Abendessen herholen, wo das Geld finden, um das Fleisch zu kaufen, welches dem Genesenden die unerläßliche Kraftbrühe gegeben hätte! An die verstörten Kinder konnte sie sich nicht um Hülfe wenden; Lucien und Elisa sahen sie an mit thränen schweren Augen voll ohnmächtiger Verwirrung.

Da geschah es, daß sich in diesem Augenblick trostloser Verzweiflung Polyte leise an die Mutter heranschlich, deren Auge streng auf ihm ruhte. Der Junge machte der Mutter in der That mehr und mehr Sorgen. Nicht nur, daß er unter Tags immer draußen blieb, auch abends ging er regelmäßig nach dem Essen fort, um erst gegen Mitternacht heimzukehren, ohne daß man jemals, sei es durch Drohungen, sei es durch Bitten aus ihm herausbrachte, wohin er sich begab. Darum ließ die brave Mutter keine Gelegenheit vorübergehen, ohne über den schlechten Verkehr zu jammern, der die Jugend verdirbt, und wenn man ihr eines schönen Tages gesagt hätte, ihr trauriger Lebtgeborener habe sich einer jener Banden von verkommenen Burschen eingereiht, von deren Unthaten die Zeitungen nur zu oft erzählen, sie hätte sich weiter nicht verwundert.

Aber Polyte ließ sich nicht abschrecken. Er flüsterte:

„Da du kein Geld hast, Mutter, so nimm doch das meinige!“

Dabei streckte er der Frau Landry zwei schöne neue Goldstücke entgegen, die in der hohlen Hand, welche unmerklich zitterte, nur so glitzerten.

„Bierzig Franken!“ rief Frau Landry staunend aus.

Tiefes Roth brannte auf den fahlen Wangen

Polytes. Aber er kämpfte eine offenbare Verwirrung nieder, und das klare blaue Auge wandte sich nicht von der Mutter weg, während er in einem Tone ungeheurer Natürlichkeit sagte:

„Ich habe es an den Landungsplätzen verdient, indem ich Äpfel ausladen half. . . Du weist ja, Mutter, daß zu dieser Zeit täglich große Mengen ankommen. . . Es hat mich Zeit genug gekostet, das kann ich dir sagen, um dies beisammen zu haben: es ist kein Geschäft, bei dem man Rentner wird! . . . Ich wollte mir etwas zusammensparen, aber da du meine paar Groschen brauchen kannst, da hast du sie!“

Und er lachte dazu, in einem süßen, zarten Tone, den man bis dahin noch nicht gehört hatte; Frau Landry war beruhigt, und steckte das Geld, das sie rettete, fröhlich ein. Aber wie zur stillen Vergeltung umarmte sie Polyte herzlich, indem sie sich ein wenig schämte, weil sie fand, daß er besser war, als sie geglaubt hatte. Der Kleine aber, neu gestärkt durch diesen Kuß, den einzigen, der so recht von der Mutter kam, freute sich mehr als je. Auch schlug er, um seine Zufriedenheit zu beweisen, inmitten der Stube einen so komischen Purzelbaum, daß Vater, Mutter, Bruder und Schwester in Lachen geriethen.

„Ach, du Clown!“ warf darauf Lucien ein im Wohlgefühl seiner höhern Bildung.

Mit einem Sage hatte sich Polyte wieder erhoben und war davon gesprungen, wie eine Wildkatze, wobei seine ironische Grimasse sich verzog, man wußte nicht ob zum Lachen oder zum stillen Weinen. . .

IV.

Das Leben hatte bei den Landry wieder den gewöhnlichen Lauf genommen; ja, es schien sogar angenehmer. Gewissenhaft übergaben Lucien und Elisa der Mutter den Gewinn ihrer unsichern Arbeit, und Polyte trug seinen guten Theil dazu bei, daß das allgemeine Budget im Gleichgewicht blieb.

Von dem Tage an, da er riskirt hatte, den Ertrag seiner Klugheit aufzudecken, war diese nie mehr im Fehler. Indem er die mannigfaltigsten und unwahrscheinlichsten Beschäftigungen vorschickte, war er stets in der Lage

der Mutter Geld zu verschaffen, so sie dessen für den Haushalt bedurfte; und die brave Frau begann das bei der Natur in Ungnade gefallene Kind, dessen praktische Talente sie verkannt hatte, zu lieben mit einer zärtlichen Liebe der Vergeltung und der Reue.

Da auch der Vater seinerseits die Arbeit wieder hatte aufnehmen können, schien alles wieder in schönster Ordnung zu sein, und die kleine Familie, soeben noch erschüttert, erfreute sich wieder jener trügerischen Sicherheit, welche oft den furchtbarsten Katastrophen vorangeht.

Zwischen hatte Lucien eine Stelle als Buchhalter in einer neu gegründeten Bank gefunden; eines Tages kam er nach Hause mit Eintrittskarten für den großen Circus, die ein Kamerad ihm gegeben hatte.

„Willst du mit?“ fragte er den Bruder. „Das wäre besser, als, man weiß nicht wo, herumzulaufen! Uebrigens verspricht es einen interessanten Abend. Man meldet das Debüt eines neuen Clowns an, des Clowns Hip, der, wie es scheint, unter der Leitung seines Direktors schon viel gearbeitet, und jetzt die erste Rolle hat. Das sollte dich doch locken, dieses Schauspiel!“

Polyte hatte den Kopf abgewandt.

„Nein!“ erwiderte er mit einem scharfen Laut, den man sehr selten an ihm hörte. . . . „Das lockt mich gar nicht! . . . Uebrigens habe ich Besseres zu thun! . . .“

„Wie du willst!“ bemerkte der Älteste gleichgültig.

Und auf der Stelle kam man dahin überein, den Platz von Polyte Fräulein Rosa zu offeriren, einer reizenden Stickerin, die auf demselben Flur wohnte, und der Lucien sehr gern als Cavalier diente. Außerdem wurde über das Billet von Fran Landry, da diese nicht ausgehen konnte, sondern ihren Mann erwarten mußte, zu Gunsten eines Herrn Arsène Tulette verfügt, eines jungen Handelsvertreters, den Elisa im Hause eines Kaufmannes, dessen Kinder sie Nachhilfestunden gegeben hatte, kennen lernte, und welcher seit einiger Zeit mit der Familie Landry sehr freundschaftliche Beziehungen unterhielt.

Polyte war, wie gewöhnlich verschwunden, niemand wußte zu sagen, wohin.

V.

Niemand hätte sich auch träumen lassen, daß, während diese fröhliche Jugend Toilette machte, glücklich über das schöne Vergnügen, das sie vereinigte, der Clown Hip in seiner Loge sich, in einer gewissen finstern Wuth, Mühe gab, eine entstellende Maske zu machen, mit dick aufgetragenem Weiß und edig gezogenen schwarzen und rothen Linien, deren künstlerische Confusion ans Meisterwert grenzte.

Als er auf dem Plage erschien, wo er sich nun seinen gefährlichen Uebungen hingeben wollte, da entfesselte der Anblick dieser phantastischen Erscheinung, dieser mit Scharlachroth überzeichneten kreidenweißen Backen einen wahren Tumult von Heiterkeit und Beifall.

Daher war der Clown Hip am Tage darauf schon eine Berühmtheit, in jenem traulichen, gutherzigen Sinne, wie das Volk den Ruhm denen verleiht, die ihm zu gefallen wußten. Und bei Tisch konnte Polyte die Schilderung der Soirée mitanhören.

„Was mir auffiel“, schloß Lucien, „das war die Aehnlichkeit dieses Hip, der bei Gott ein tüchtiger Künstler ist, mit dir, Kleiner! . . . Aber im Ernst, er hat deine unvergleichliche Nase, und, zum Spaß natürlich, hat er sich mit dem pittoresken Zahn geschmückt, der deine sympathische Figur auszeichnet. Außerdem hat er diese gewundenen Hüften, die ich nur an dir gesehen habe. . . Wenn ich nicht wüßte, daß das Talent, das er an den Tag legte, eine jahrelange Uebung in der Geschmeidigkeit voraussetzt, so hätte ich mich gestern abend der Illusion hingegen, dich vor Augen zu haben, Kleiner!“

Polyte hatte eine nervöse Bewegung unterdrückt. Elisa bestätigte ihrerseits Luciens Darstellung, nur wollte sie nicht zugeben, daß die künstlich arangirte Maske des gelenkigen Hip dem Gesichte Polytes in Wahrheit ähnlich sah. Aber der letztere versicherte in einem Tone, den ein Beobachter nicht sehr überzeugt gefunden hätte:

„Und was wäre dabei, wenn ich ihm gliche! Man hat mir ja immer gesagt, ich hätte einen Clownslopf!“

Dann setzte er in schüchternem Tone, der Zustimmung zu heischen schien, hinzu:

„Vielleicht wäre das auch mein Beruf gewesen! Wer weiß, ob ich nicht hätte Geld verdienen können, wie dieser Hip, von dem man erzählt, der Direktor habe ihm kontraktlich für den Monat 500 Franken versprochen, ohne den andern Gewinn zu rechnen?“ . . .

„Hör auf!“ rief Frau Landry entrüstet aus. „Das hätte ich sehen mögen! Ist das ein Beruf für einen ehelichen Burschen, der so erzogen wurde, wie du?“

Plötzlich hatte sich Polyte vom Tisch erhoben und die Thüre gewonnen, die Seinen durch diese plötzliche Flucht etwas perplex zurücklassend und in der Ueberzeugung, daß der arme Kerl nie was wie die andern thun würde!

VI.

Zwei Jahre waren wieder dahin. Der Familie Landry ging es verhältnißmäßig gut. Da erfolgten, Schlag auf Schlag, zwei Katastrophen, welche sie in den Abgrund der Verzweiflung und der drohenden Armuth zurückwarfen. Die Bank, welche Lucien beschäftigte, machte in aufsehenerregender Weise Bankrott, und der junge Mann war ohne Arbeit. Fast um dieselbe Zeit, wurde der Vater, der mit der Zeit nach seiner langen Krankheit schwächer und schwächer geworden war und den harten Dienst nicht mehr versehen konnte, entlassen mit einer magern Pension, die ihm kaum trockenes Brod garantirte. Für diesen bescheidenen Arbeiter war das der Anfang vom Ende, für den Haushalt der unvermeidliche Ruin, die namenlose Furcht vor der Zukunft.

Als er eines Abends heim kam, sah Polyte also Mutter und Schwester in Thränen zwischen dem vom Kummer verzagten Lucien und dem niedergedrückten Vater.

Ganz erschrocken fragte er nach der Ursache.

Frau Landry erwiderte nicht, die Thränen drohten sie zu ersticken. Elisa war es, die ihn mit gebrochener Stimme informirte:

„Du siehst, daß man jetzt den Vater weggeschickt hat. . . Man findet ihn zu alt und zu schwach. . . Und da Lucien keinen Platz hat und meine Stunden wenig einbringen stehen

wir vor dem Elend. . . Und mit meinen Hoffnungen ist's aus! . . . Denn, das muß ich dir gestehen, Polyte, wir hatten versprochen, uns zu heiraten, Herr Arsène Tulette und ich. Aber er wünschte, daß ich ihm wenigstens einen Tausendfrankenschein mitbrächte, der ihm dazu helfen könnte, einen Laden für Spezereien und Modewaaren zu eröffnen. . . Gestern war ich noch nicht daran verzweifelt, daß ich das zusammensparen könnte. Wie soll ich jetzt dazu kommen? . . . Gott, ach Gott, ich bin grenzenlos unglücklich!“

Sie hielt plötzlich inne, der Schmerz krampfte ihr die Kehle zu. Die drei andern beobachteten ein tragisches Schweigen.

Während sie sprach, schien die auseinanderfallende Gestalt Polytes zu wachsen unter dem Einfluß eines edlen innern Trieb's. Dann sagte er mit dieser gutmüthig-winkelnden Stimme, die die Nührung zittern machte:

„Heda, weinet nicht, Mutter, Schwester! . . . Bibi wird die Suppe kochen machen! . . . Und er wird dir tausend Franken geben, Lisa! . . .“

Ein zwiefacher Ausbruch des Erstaunens erwiderte ihm:

„Du!“ riefen zugleich in ihrer Verblüffung Mutter und Tochter aus.

„Ja, ich!“ bestätigte Polyte mit unwillkürlicher Feierlichkeit.

Und mit einer Handbewegung, als hätte er ein ihm zu schwer gewordenes Kleidungsstück abwerfen wollen, erklärte er:

„Ich habe endlich genug mit dem Lügen und Verstellen! . . . Jetzt oder nie müßt Ihr die Wahrheit erfahren! . . . Nun so wisset denn! . . . ich bin's, der Clown Hip! . . . Habt Ihr recht gehört? . . . Ja, ich bin's der „berühmte Hip! . . .“ Als ich meine Tage draußen zubrachte, ohne zu gestehen, was ich that, habe ich gearbeitet, denn ich wußte, daß es für mich nichts anderes gab. . . Und heute hat mir der Direktor des großen Circus, in welchem Ihr mich debutiren sahet, 800 Franken für den Monat offerirt! . . . Dazu habe ich Ersparnisse! . . . Darum seid frohen Muths, Kinder! . . . Hoffentlich wird mir die Mutter heute vergeben!“

Zum Schluß dieser mehr gestammelten, aber ziemlich deutlichen Rede, hatte er den

rothen Kopf nach der ausgezeichneten Frau mit rührender Bescheidenheit verneigt, deren Hoffnungen er so enttäuscht hatte, und zum zweiten Male nahm sie diesen Kopf zwischen die Hände, welchen die Natur dazu verurtheilt hatte, zu lachen inmitten der tiefsten Trauer, und sie drückte darauf einen zärtlichen reumüthigen Kuß.

Elisa umarmte den Bruder ebenfalls. Sie war ganz verzückt, die Thränen hatte ein Lächeln getrocknet, welches die Gewißheit nahen Glücks auf die Lippen zauberte.

VII.

Als das erste Staunen vorbei war, näherte sich auch Lucien dem Clown:

„Hör' mal, Kleiner“, sagte er leise, in einem Tone, der, nachdem der Jüngste zum Wohlthäter der Familie aufgerückt war, durch geschmeideliges Zuvorkommen die Ueberhebung von ehemals vergessen machen sollte.

„... Hör mal, Kleiner, da du so viel Geld verdienst, könntest du auch mir zu Hilfe kommen, nicht wahr, bis ich eine andere Stelle finde? ... Fräulein Rosa und ich, wir lieben uns, aber es fehlt uns eine kleine Summe zu unserm Haushalt...“

Das komische Gesicht Polytes war fahl geworden. Rosa, die schöne Nachbarin, war im Geheimen sein Traum, der geheimnißvolle Roman, der sich im Herzen des Deklassirten verbarg! ...

Natürlich wußte er, daß er zu häßlich war, und daß das schöne Geschöpf ihn nie lieben würde, aber er hat die raffinierte Marter nicht vorausgesehen: diejenige, zu der er die Augen kaum erheben wagte, war die Auserwählte seines Bruders, und er sollte diese Liebe fördern!

Während diese Szene sich rasch abspielte, war die hübsche Stickerin eingetreten, und mit einem zarten Instinkt von Mitleid war sie die einzige, welcher die plötzliche Veränderung in Polytes Zügen nicht entging.

„Ist Ihnen das etwa nicht recht, lieber Polyte, was Lucien Ihnen mitgeteilt hat?“ fragte sie, da sie den Zweifel, der sie durchzuckte, nicht für sich behalten wollte.

„Ich? ... Aber wieso denn!“ spottete er. „Sie haben mich wohl noch nicht ange-

sehen! ... Da müßte man schon eine ansehnliche Frechheit besitzen, um eine so hübsche Person, wie sie, Fräulein Rosa, für sich gewinnen zu wollen, wenn man ein so armer Teufel von Komödiant ist, wie Ihr Diener!“

Und unter allgemeiner Heiterkeit schlug Polyte einen urkomischen Purzelbaum um — besser die dicken Thränen zu verbergen, die über das gesuchte, von der Schminke verwüstete Antlitz liefen.

Jean de Monthéas.

Der rothe Hans.

(Mit einer Abbildung.)

Letzten Winter erhielt ich eines Abends den Besuch meines Freundes Ernest, der sehr nachdenklich schien. Er drückte mir zerstreut die Hand, ließ sich auf einen Sessel nieder, den er an's Kamin gerückt hatte, und versenkte sich in eine Träumerei, aus welcher ihn zu wecken ich nicht für gerathen hielt, denn ich bin an seine Schrullen gewöhnt. Endlich murmelte er zwischen den Zähnen:

„Ja, das ist seltsam, höchst seltsam!“

„Was denn? Was ist seltsam?“

Er würdigte meine Frage keiner Antwort, drehte sich aber unvermittelt nach mir um und sagte:

„Ich habe irgendwo etwas gelesen, was mir im Gedächtniß blieb, nämlich: „Während des Schlafes verläßt die Seele den Körper und geht hin, wo es ihr beliebt. Was wir Traum heißen, ist nur die unklare und unvollständige Erinnerung an dieses andere Leben. So kommt es, daß wir im Schlafe Länder sehen, die wir niemals besucht haben...“

Und ohne Ueberleitung fuhr er fort:

„Ich komme von K..., wo ich, in ganz wachem Zustande, mit meinem Sinne ein Drama verfolgen konnte, dem ich inmitten eines furchtbaren Alpdrückens beigewohnt hatte ... Mein Gott!“ fügte er schauernd hinzu, „diese Wahrnehmung war nicht das weniger Schreckliche an meinem Abenteuer! ... Ich werde Dir's nachher erzählen. Zuvor aber will ich Dir ein Bild meiner Vision machen, so verwischt es Dir auch vorkommen mag...“

Und während draußen der Regen die

Fenster Scheiben peitschte, und drinnen bei wachsendem Dunkel das zitternde Feuer einen fahlen Schein über die wild verzerrten Züge huschen ließ, hub er an, in steifer Haltung, mit übermäßig geöffneten Augen, die in dem Spiel der Flamme eine Erinnerung an irgend etwas zu verfolgen schienen, und in einem viel-sagenden Tone, der von Zeit zu Zeit zitterte vor Erregung:

„Ein Gäßchen, eng wie ein Schlauch, das sich zwischen zwei Reihen von hohen, schwarzen Häusern hindurchzwängt. Von seinem abgelegenen Theile aus, wo Wasserpfützen dicht bei einander stehen, sieht man kaum einen kleinen Streifen vom Himmel, ohne Mond, ohne Sterne, aber mit zerrissenen Wolken, die sich im Wirbel verfolgen, wie eine Schaar von Geistern mit zerfetzten Leichentüchern, während der Wind düster pfeift und plötzlich in rasenden Sturm umschlägt, der die Dächer krachen macht und die Wetterfahnen herumjagt...

Ein Mann, tief gebückt, schleicht im Wirr-warr des Gäßchens hin, bis zum Schlupf, in den es mündet.

Dort bleibt er stehen vor einem Kellerloch, das ein schwerer Laden verschließt; mit Mühe hebt ihn der Unbekannte empor, sieht sich um, ob er unbemerkt ist, und läßt sich in das Loch hinabgleiten, indem er den Laden nach sich zieht, der leise, ohne Lärm zuklappt...

Der Mann dringt in einen geräumigen gewölbten Keller ein. Wie eine Schlange gleitet er zwischen den leeren Fässern hindurch, die schon Jahre lang hier faulen und das vom Kellerloch eindringende Licht zurückhalten. Er zündet eine Blendlaterne an und nähert sich einem Gewölbe aus Haussteinen, dessen mit schwerem Eisen beschlagene Thüre dem Angriff der wichtigsten Brecheisen Stand gehalten hätte.

Auf dieses Gewölbe heften sich seine gierigen Blicke; aber er ist sich seiner Ohnmacht bewußt, kehrt um, löscht die Laterne aus und drückt sich lauernd in eine Ecke...

Wie viele Nächte schon ist er hier in diesem düstern Raume auf Wache gestanden!

Minuten zerrinnen, langsam, nicht enden wollend in dem Keller, wo das finstere Schweigen nur durch das Ticken irgend eines

Bohrkäfers gestört wird, der das Holz, Schlag auf Schlag, bearbeitet, oder durch die plumpen Sprünge der Ratten, oder auch durch das absterbende Echo der Stürme, die draußen toben und von Zeit zu Zeit kläglich zu heulen scheinen.

Je mehr die Zeit voranschreitet, desto größer wird die Ungeduld des Unbekannten. Er gähnt, er reckt sich, er flucht und murmelt zwischen den Zähnen finstere Drohungen; und die Ratten, die schon nach seinem Versteck hin zu schnüffeln gewagt hatten, verkriechen sich ängstlich in ihre Schlupfwinkel. Der Unbekannte hört, wie sie durch den Keller huschen und trippeln, und er lächelt schrecklich, so daß sich sein Mund verzieht, wie der eines wilden Thieres; dabei erglänzen die grünen Augen in phosphoreszirendem Schein.

Endlich öffnet sich dort eine Thüre, und ein kleiner, eingefallener Greis schreitet gemächlich herein; er ist in einen alterthümlichen Ueberrock gehüllt, sein Haupt bedeckt ein schmutziges Sammetkappchen. In der einen Hand hält er das Kerzenlicht und den Schlüsselbund, mit der andern schützt er das flackernde Licht, das auf das Gewölbe, wie auf den Boden wunderliche Schatten wirft.

Mit ängstlich zwinkernden Augen sucht der Alte das tiefe Dunkel zu durchdringen; seine armseligen, eingeschrumpften Hände zittern in nervöser Erregung; die Habsucht, welche stärker ist bei ihm, als die Furcht, zieht ihn zu seinem Schatz hin, den er drunten schon seit fünf Tagen nicht mehr betrachtet hatte.

Ahnungslos geht er am Verstecke vorbei, in welchem der Unbekannte verborgen ist und den Athem anhält; der Alte hat nichts gesehen, nichts als die Thüre, hinter der seine Seele, sein Leben ruht... Bald springen die Schlösser mit dreifacher Feder auf, die Riegel und die künstlichen Verschlüsse öffnen sich mit kurzem Geklapper: die Thüre des Heiligthums kreischt leise, dreht sich in den Angeln und läßt einen Sicherheitschrank erblicken.

Der Unbekannte hat sich unbemerkt erhoben, so langsam und geschmeidig, wie ein Tiger; Schritt um Schritt ist er dem Alten so nahe gekommen, daß sein Athem ihn versengen könnte. Als hätte er was gehnt, dreht sich dieser instinktmäßig um, ehe er das letzte

Hinderniß zum Schutze seines Schazes entfernt...

Da legen sich zwei kräftige Hände um seinen Hals, die ihn drücken wie ein Schraubstock... Er wird unsanft zu Boden geworfen... Ohne sich um seine Seufzer weiter zu kümmern, bemächtigt sich der Unbekannte seiner Schlüssel und wirft sich auf den Geldschrank.

Aber vergebens versucht er seine Künste an der Eisenwand, vergebens probirt er der Reihe nach alle Schlüssel des Schlüsselbundes, vergebens irren seine fiebernden Hände über alle Knöpfe und Vorsprünge, um irgend eine Kombination zu entdecken... Der Geldschrank bewahrt sein Geheimniß.

Der Geizhals läßt ein ironisches Lachen ertönen; der Unbekannte springt auf ihn zu.

„Du elender Wurm!“ schreit er, „wenn Dir Dein Leben lieb ist, öffne diesen Schrank!“

„Nein!“ erwidert der Andere trocken.

„Nein?... Du hast „Nein“ gesagt?... Thue, was ich Dir befehle, oder, beim Teufel, ehe fünf Minuten verstreichen, bist Du gewesen, Alter!“

„Nein, rother Hans, nein, ich thu's nicht! Ich werde Dir nicht gehorchen, weil ich, auch wenn ich es thun wollte, doch auf alle Fälle vor Dir verloren wäre. Darum mach' schnell!“

„Du willst es nicht thun?“ fragt der Unbekannte im Zorn.

Der Alte zuckt die Achseln...

Das flackernde Licht der Kerze wirft seinen Schein auf die Beiden: der Eine ist schwächlich, ganz gebrochen, der Andere schrecklich anzusehen mit seiner breiten Gestalt, den thierischen Fäusten, dem rothen Haar, das im Widerschein blutig leuchtet, und mit seinem vorspringenden Kinn, das im Vorgeschnack des Mordes und der bestialischen Freuden, die ihm das gestohlene Gold gewähren wird, schon häßlich sich zusammenzieht.

„Sage mir das Geheimniß!“

„Nein!“

Ein kurzes Ringen beginnt, der Unbekannte stößt einen schmerzlichen Schrei aus: sein Opfer hatte ihm kräftig in den Daumen gebissen.

„So, Du hast noch Zähne, alter Fuchs, warte nur!“

Er wirft ihn zu Boden, drückt ihn gegen ein

Faß, dem Geldschrank gegenüber, schlingt ein Sacktuch um seinen Hals und zieht zu.

Der Geizhals starrt auf die Thüre, hinter der sein geliebtes Gold sicher aufgehoben ist, und in dieser Bewunderung schöpft er Muth, um die Marter zu erdulden; dann ruft er:

„Nein!“

„Sag mir's, oder diese Nacht werden die Ratten Dich fressen..., hörst Du..., die Ratten!“

Und der Henker zog fester zusammen.

„Mörder!“

„Sag's!“

„Mörd...!“

„Willst Du es sagen?“

„Ach...!“

Der Alte regt sich nicht mehr. Aus den blutunterlaufenen Augen, die aus den Höhlen zu treten drohen, ist der letzte Strahl des Lichts gewichen, und ein glasiger Schein legt sich darüber: der Alte ist gestorben.

Der Alte ist gestorben, ohne sein Geheimniß preiszugeben.

Um sicher zu sein, zieht der Unbekannte das Sacktuch noch einmal zu und macht sich wieder an die Diebesarbeit... Aber vergebens ist seine Geschicklichkeit und seine Wuth, vergebens macht er mit den Knöpfen und Schlössern alle Versuche, schließlich muß er sich für besiegt geben.

Und als er sich umkehrt, sieht er dem Toten in die Augen, die sich auf ihn zu heften scheinen und ihn verfolgen mit spöttischem Blick.

Mit einem Fußtritt wendet er die Leiche um, dann schleppt er sie ins Gewölbe, befreit sie von dem verhängnißvollen Halstuch und beschmiert sie mit dem Talg der Kerze. Und nachdem er dem Geldschrank einen letzten Blick enttäuschter Eier zugeworfen, verschwindet er im Dunkel, wie ein böser Geist.

Raum ist er verschwunden, da funkeln auch schon Augen aus dem geheimnißvollen Dunkel, die bald einen Kreis von leuchtenden Punkten bilden, der sich enger und enger um den Leichnam zusammenzieht... Dann ist es ein Trippeln und Drängen, ein Schreien vor Freude und Raserei —, bis ein dumpfes Knacken der gefräßigen Mäuler, die die Kleider und das Fleisch zernagen, verräth,

daß die Matten zum festlichen Mahle versammelt sind. —

Diese Erscheinung jagte mir eine so heftige Furcht ein, daß ich darüber erwachte.“

Nach längerer Pause sagte Ernest, indem er mich fixirte:

„Ich bin sicher, daß Du mich für einen Träumer oder Aufschneider hältst... Nun, mein Lieber, es handelt sich meinerseits weder um Verrücktheit noch um Täuschung. Da, nimm dieses Zeitungsblatt und lies unter den vermischten Nachrichten den roth angestrichenen Artikel mit der Ueberschrift: „Von den Matten gefressen“:

„In X... hat man vorgestern eine furchtbare Entdeckung gemacht. Des Morgens pochte die Stundenfrau eines alten Rentners, der in der Prioratsstraße wohnt, wiederholt an dessen Thüre, ohne eine Antwort zu erhalten. Sie lief zu Polizei; man erbrach die Thüre und suchte das Haus aus von oben bis unten. Da fand man im Keller, gegenüber dem Geldschrank, den der Unglückliche nicht mehr öffnen konnte, sein Gerippe in einem so gepuzten, saubern Zustande, als wenn es eine anatomische Vorbereitung durchgemacht hätte. Man nimmt an, daß der Greis, den der Geiz dazu angetrieben hatte, sich des Schatzes zu vergewissern, vom Schwindel befallen wurde, welche Gelegenheit die Matten, die es in diesem Keller massenhaft gibt, benützten, um ihn zu zerfleischen. Das geht wenigstens aus den ärztlichen Gutachten hervor. Man hat kein Verbrechen angenommen, weil alle Zugänge zum Hause fest verschlossen waren und der Kassenschrank keine Spur von Einbruchversuch zeigte. — Eine Warnung für Geizige!“

„Diese Notiz hatte ich erwartet — die Vision des Dramas war so klar, so genau gewesen, daß es sich nicht um eine bloße Sinnestäuschung handeln konnte — ich war nur gespannt, den Namen der Stadt zu kennen, wohin meine Seele in dieser schrecklichen Nacht gewandelt war, um die Wirklichkeit der Wanderung festzustellen.. Das ist nun gethan!“

„Du bist nach X... gegangen?“

„Ich komme von dort, und ich habe ihn gesehen, den Mörder, den rothen Hans!“

Ich sah Ernest ins Weiße der Augen.

„Du fürchtest, ich sei verrückt?“ sagte er zu mir, „nun, so höre!“

* * *

„Es waren noch keine 24 Stunden verstrichen, seit ich die Notiz gelesen hatte, und schon stand mein Reisekoffer bereit. Am andern Morgen war ich in X..., wo sich die Erregung noch nicht gelegt hatte. Das tragische Ende des Geizigen lieferte den Stoff zu allen Gesprächen, und die altklugen Vettern und Basen des Orts nahmen daraus Veranlassung, um sich in der langweiligsten Weise über die Nachtheile der Leidenschaften im Allgemeinen und des Geizes im Besondern zu verbreiten.

Ein Duzend junge Burjchen gingen mit mir zur Prioratsstraße, wo einige Gaffer umherstanden. Ich ließ diese Dummköpfe vor den verschlossenen Sälen in der Kälte stehen, ging um die Häusermasse, zu der das Haus des Verbrechens gehört, herum, und erkannte, ohne sehr darüber zu erstaunen, das Gäßchen meines Traumes, obwohl um diese Zeit die Mittagssonne direkt darauf fiel und es mit Licht überschwemmte. Ich drang vor bis zur Sackgasse, und auch da bestätigte sich mein Traumgesicht: der eichene Kellerladen existirte, ich konnte ihn in die Höhe heben.

Befriedigt von meinen Wahrnehmungen ging ich frühstücken.

Du kannst Dir leicht vorstellen, wie ich darauf brannte, den famosen Keller zu besuchen. Aber da ein solcher Besuch bei hellem Tag nicht möglich war, mußte ich bis zur Nacht warten.

Unterdessen besuchte ich, um meine Ungeduld zu bemeistern, X..., wo ich — habe ich Dir's noch nicht gesagt? — noch nie gewesen war. Und soll ich Dir's gestehen: ich hoffte immer noch, den rothen Hans einmal vor mir zu sehen. Darum trieb ich mich besonders in den unsichern Vierteln herum und blickte mit Lugaugen in die hintersten Buden und Kneipen — aber ich traf das elende Subjekt nirgends.

Die Nacht war gekommen. Ich bewaffnete mich für alle Fälle mit einem Revolver, den ich sorgfältig lud, und auch mit einer jener ausgezeichneten Blendlaternen mit beweglichem

agte er

ber-
e, und
Am
o sich
Das
Stoff
klugen
arans
igsten
haften
ndern

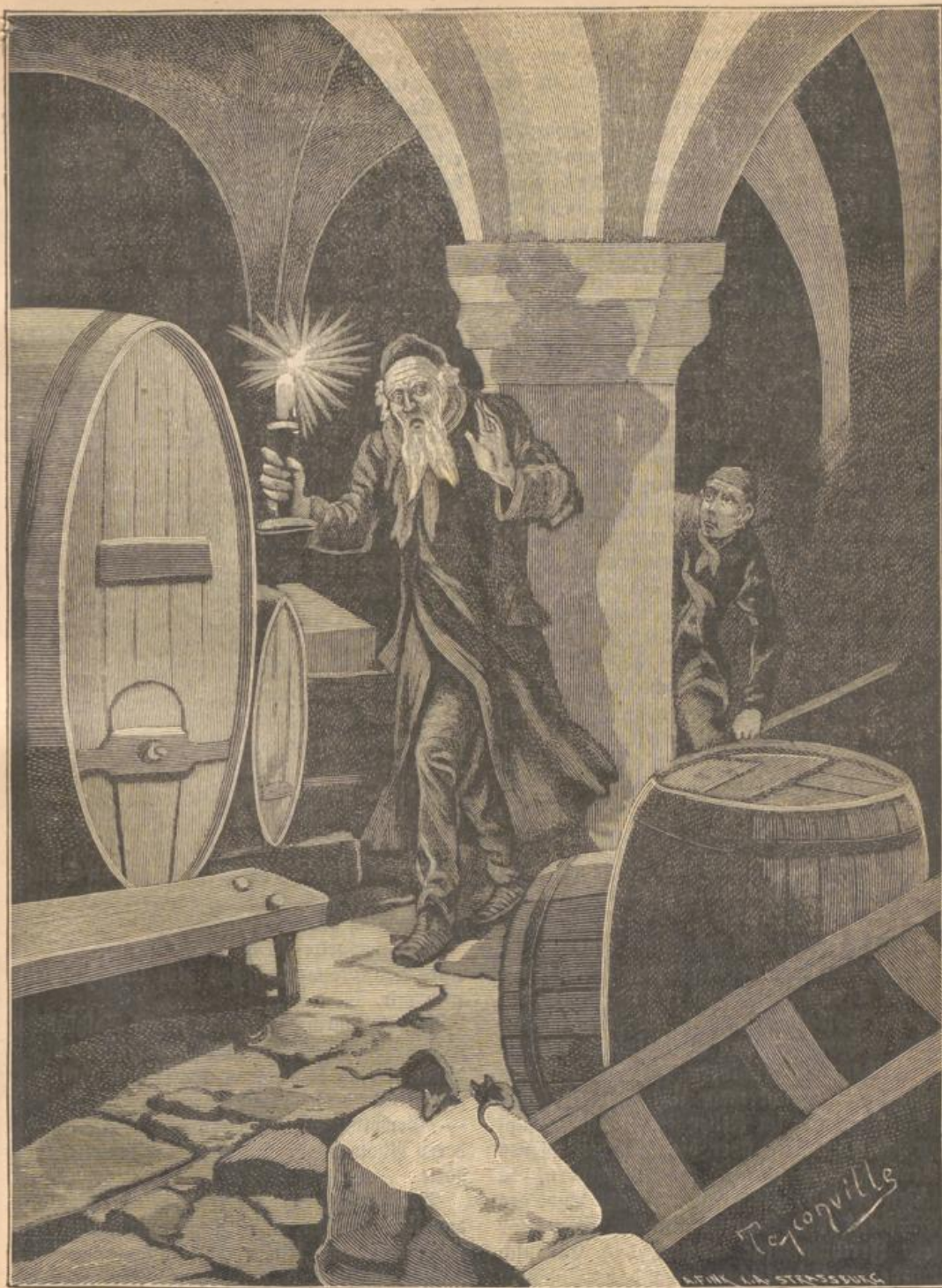
n mit
Vasser
se vor
stehen,
Haus
annte,
äshen
eit die
s mit
s zur
mein
istirte,

ungen

die ich
zu be-
hellem
is zur

e Un-
abe ich
ewesen
hoffte
or mir
ers in
kte mit
und
Subjekt

affnete
r, den
r aus-
lllichem



„Und ein ein, esfallener Greis schreitet gemächlich herein.“

Schirm, welche von den englischen Holtzisten gebraucht werden. Es mochte halb elf sein, als ich in das Gäßchen einbog, nachdem ich den Blick darüber hatte schweifen lassen.

Ohne Hinderniß kam ich an's Ende des Gäßchens und war schon im Begriff, den Kellerladen in die Höhe zu heben, da kam mir ein Gedanke: Wenn nun aber — und das konnte ganz gut möglich sein — der Unbekannte schon drunten war, im Begriff den Kassenschrank zu erbrechen, in welchem man nach seiner Vermuthung doch die Werthschaften des Toten zurückgelassen hatte! Die Siegel schienen gerade nicht dazu geeignet, einem Menschen Respekt einzulößen, der vor einem Mord nicht zurückschreckte.

Die Aussicht, während ich durch das Kellerloch schlüpfte, bei den Beinen ergriffen, dann um den Leib gepackt, erschlagen und schließlich den Ratten zur Speise hingeworfen zu werden, diese Aussicht behagte mir ganz und gar nicht!

Ich beschloß eine Weile zu warten, schlug den Kragen meines Ueberziehers hinauf und versteckte mich hinter einem großen Schutthaufen; den Revolver in der Faust, begann ich hier meine Wache.

Es war eindringlich feucht und kalt. Ich bitte Dich, mir zu glauben, daß mich die wunderliche Geschichte verzeifelt interessiren mußte, wenn ich mich nicht entschloß, mein Bett aufzuweichen!

Und selbst wenn ich dies gewollt hätte! Es war doch leicht möglich, daß ich in diesem engen, winkligen Gäßchen, Nase an Nase, meinem lieben Freund gegenüber zu stehen kam — Teufel auch!

Plötzlich hatte sich der Wind erhoben, ein heftiger Südwest, der Regengüsse brachte; wie in der Traumnacht, trieb er eine Heerde von wirren Wolken vor sich her, und heulte traurig über Schornsteine und Wetterfahnen hin.

Es hatte Elf geschlagen. Ich war schon entschlossen, — nicht mein Unternehmen fallen zu lassen, aber im Keller einen Unterschlupf zu suchen und mich über die Wahrheit meines Traumgesichts gänzlich zu vergewissern, da schien es mir, als hörte ich vom Ende des Gäßchens her Schritte kommen. Bald war kein Irrthum mehr möglich, das Geräusch wurde immer deutlicher; jemand, der mir noch

unsichtbar war, schritt schwer daher, ich hörte ihn sogar fluchen, als er in einer Pfütze ausrutschte.

Er war's, der Unbekannte!

Mein Blut wich zum Herzen zurück in der ersten Ergriffenheit des Anblicks. Aber alsbald fand ich meine geistige Klarheit und meine Kaltblütigkeit wieder.

Wie in jener Nacht, ließ der Unbekannte zur Vorsicht seinen Blick über die Umgebung schweifen; er verweilte auf meinem Versteck. Als er aber nichts Verdächtiges wahrnahm, legte der Unbekannte ein Brecheisen auf den Boden, öffnete den Kellerladen und verschwand in der Oeffnung.

Du wirst sagen: Die Gelegenheit war günstig um Bech zu kaufen und bewaffnete Macht heranzuholen.

Ohne Zweifel! Aber eine ungeduldig stachelnde Neugier quälte mich, trotz aller Bedenken, ich möchte die brennende Frage sofort in entscheidender Weise lösen.

Ich hatte mich dem Kellerloch genähert und horchte, das Ohr in die Oeffnung haltend.

Bald hörte ich dumpfe Schläge, die mir die Gewißheit gaben, daß der Unbekannte bereits den Eisenschrank bearbeitete.

Da war nicht mehr zu zögern, ich zündete die Laterne an, zog den Schirm tief, hob den Kellerladen in die Höhe u. d. ließ mich nun auch die Oeffnung hinab gleiten, nicht ohne mir zu gestehen, daß ich im Begriffe stand, eine wahnsinnige Dummheit zu begehen.

Unterwegs berührten meine Füße, an Stelle einer Leiter, einen Haufen von Abfällen, von dem ich mich hinuntergleiten ließ.

Eine doppelte Reihe leerer Fässer bildete eine Art Mauer zwischen dem Unbekannten und mir.

Geleitet durch den Schein seines Talglichts schlängelte ich mich zwischen den Fässern hindurch, wie ich es in jener Nacht von ihm gesehen hatte, und ich erkannte Ort und Stelle — Gewölbe, Winkel, Höhlung u. s. w. — deren Photographie ich in meiner Erinnerung hatte.

Das Licht fiel direkt auf das Gesicht des Unbekannten, warf einen röthlich-gelben Schimmer auf seinen Bart und die rothen Haare, verstärkten den wilden Ausdruck in

seinen Bügen und ließ die durch die Anstrengung gestrafften Muskeln noch mehr hervortreten. Er erschien mir größer und kräftiger als das erste Mal.

Meine Neugier war befriedigt, mehr als befriedigt. Ich hätte davon laufen sollen, nicht wahr?

Nun, auf Ehre, ich war wie angewachsen und durch ich weiß nicht was bezaubert, hypnotisirt!

Blöglich hielt der Unbekannte inne mit seiner Arbeit und schaute, während er sich den Schweiß von der Stirne trocknete, nach mir hin.

Allmählich hatte ich nämlich mein Versteck verlassen und war außerhalb des Halbschattens getreten, fast ins volle Licht.

Der Unbekannte glaubte etwas Verdächtiges zu bemerken; ich sah, wie er die Brauen zusammenzog und mit der Hand die Augen überdachte. Er fixirte scharf nach mir hin, erblickte mich, ergriff das Brecheisen und ging auf mich los.

Es war mir unmöglich, zu fliehen, auch wenn ich gewollt hätte. Uebrigens kennst Du mich dafür, daß ich nicht gewohnt bin, vor der Gefahr zu fliehen. Ich trat also ebenfalls vor. Und niemals hatte ich einen klareren Kopf und ruhigere Nerven.

„Rother Hans!“ rief ich ihm entgegen, als wir uns auf zwei Meter nahe gekommen waren, „rother Hans, Du Dieb, Du Mörder, noch einen Schritt, und ich schieße Dich zusammen!“

Er schwenkte die Eisenstange — ich zielte — er ließ den Arm sinken.

Ich befahl ihm, in den Winkel zurückzulehren, worin er sich in jener Nacht vor dem Verbrechen verborgen hielt. Dann machte ich ihm, der vor Verblüffung starr war, die Szene vor, wie ich Sie Dir dargestellt habe. Als ich zu Ende war, fragte er mich in rauhem Tone:

„Wo haben Sie das her?... Sie haben sich da verborgen gehalten...? Sie haben mich ausspionirt?“

„So gestehen Sie es also ein?“

„Ja, das schon!“ murmelte er wüthend, „aber Du weißt zu viel, mein lieber Mann!“ Und ehe ich ihm zuvorkommen konnte, hatte

er mit einem Fußtritt das Talglicht umgeworfen, das sofort erlosch.

Ich bin kein Hasenherz, und dennoch froh ich bis ins Mark, indem ich an den Ausgang des Zweikampfes dachte, der sich nun zwischen uns entspinnen mußte, eines Zweikampfes nach amerikanischer Art, d. h. einer Menschenjagd, wobei ich zugleich Jäger und Wild war — Wild!... Ich glaubte schon die Bisse der schrecklichen Ratten zu spüren!

Ich drückte auf den Knopf meiner Laterne — umsonst, nichts! Der Unbekannte war verschwunden, und mit ihm sein Brecheisen. Der lag gewiß schon auf der Lauer hinter einem Wall von Fässern. Umsonst ließ ich den Lichtstrahl überall hinspielen, bis in die dunkelsten Winkel, ich sah nichts. Dafür warf der Glende geschickt etwas auf meine Laterne, die zu Boden fiel, und wir waren Beide in pechschwarzer Finsterniß.

Ich wagte nicht, mich zu bücken. Ich machte einen Sprung auf die Seite und regte mich nicht mehr. Dieser schreckliche Mensch war so geschickt und gewandt, daß die geringste Bewegung, die meine Stellung verrieth, mir das Leben kosten konnte. Ich mußte mich auf den Angriff gefaßt machen und mich unbeweglich an die Mauer drücken, an der ich glücklicher Weise stand.

So verstrichen zwei Stunden — hörst Du wohl: zwei Stunden! — zwei Jahrhunderte — während welcher Zeit das geringste Geräusch mich in Erregung brachte; zwei Stunden fieberhafter Spannung und furchtbarster Aufregung.

Leider lag es nicht an mir, diesen Zustand aufhören zu machen; der Unbekannte konnte mir den Rückweg durch das Kellerloch abschneiden; ihm selber war es ja ein Leichtes, zu fliehen, — ich schwöre Dir's, ich hätte nicht daran gedacht, ihn zu verfolgen! Aber ich wußte um sein Geheimniß, und er dachte jedenfalls, daß nur die Toten schweigen.

Zwei Stunden!... Ach, ich glaubte oft dort, ganz nahe vor mir das Geräusch seiner Füße auf dem Boden zu hören. Es kam mir vor, als spürte ich seinen feurigen Athem im Gesicht. Ich glaubte Kleider knistern zu hören, wie wenn er den Arm erhoben hätte, um mir mit der Eisenstange über den Kopf zu schlagen.

Meine Schläfe hämmerten, in meinen Ohren raste es „Hu hu!“, und flüsterte es: „Die Ratten!“... Ich spürte das Blut in den Beinen jucken, wie Ameisen, meine Haut prickelte, und meine Augen öffneten sich so weit, daß sie mich schmerzten.

Zwei Stunden auf der Folter!... Mein Muth, meine Kräfte gingen zu Ende, ich glaubte, den Verstand zu verlieren...

Plötzlich wahrte ich, wie in der Finsterniß zu meiner Rechten, ganz tief, in der Richtung der Mauer, an der ich lehnte, zwei mächtige Augen aufflamnten. Ich erzitterte, es waren die gelbschimmernden Pupillen des Unbekannten... Sie schienen zu wachsen, langsam, ganz langsam... Er mußte auf dem Bauch kriechen, auf mich zu, obwohl ich kein Geräusch vernahm. Ohne Zweifel konnte er mich, wie die Ragen, deren wilden Instinkt er besaß, in der Dunkelheit sehen, während ich ihn nicht sah: ich war in seiner Hand...

Ich überwand einen Angstschauer und that, als hätte ich ihn nicht bemerkt. Aber seitwärts schielend sah ich, wie die funkelnden Punkte stetig näher kamen, während ich ganz unwillkürlich meinen Revolver in die Faust nahm und den Finger an den Hahn legte. Das beruhigte mich schließlich, und mochte nun kommen, was da wollte, ich wartete...

Der Unbekannte schlich leise vor sich hin, in der Absicht, mich zu überraschen. Seine Augen, deren Feuer, in dem Maße, als sie näher kamen, unausstehlich wurde, kamen mir vor, wie die Lichter einer Lokomotive, die in unaufhaltbarem Laufe auf mich zugefahren wäre, ohne daß ich ihr hätte ausweichen können...

Das mochte fünf Minuten gedauert haben —, für mich ebenso viele Stunden.

Dann sagte mir plötzlich mein Instinkt, daß der Unbekannte sich erhob, um auf mich zu springen.

Unwillkürlich drehte ich mich um, gerade im selben Augenblick, als er sich erhob... Ich streckte den Arm aus, zielte zwischen die zwei glühenden Punkte, und schoß —

Er wurde mitten im Sprunge aufgehalten und schlug unter schrecklichen Zuckungen zu Boden. Er mußte zu Tod getroffen sein. Aber während ich nach meiner Laterne tastete und diese anzündete, hatte er Zeit, sich hinter die Fässer zu schleppen.

Ich hatte nicht den Muth, ihn in seinem Schlupfwinkel zu beunruhigen, obwohl ich nur der breiten Blutspur hätte zu folgen brauchen.

Ich machte, daß ich aus diesem Keller fort kam, der mir ein Grab zu werden drohte. Und wenn der Todeskampf des geheimnißvollen Schurken schrecklich war, wenn die Ratten seine Beerdigung übernahmen, so ist an ihm nur das Recht der Vergeltung geübt worden.

Ich hielt es nicht für nöthig, das Gerücht davon in Kenntniß zu setzen — wozu auch?

Des Morgens in der Frühe ließ ich mich an die nächste Station führen — und da bin ich!“

„Zweifelst Du noch?“ schloß Ernest, indem er einen furchtbar stehenden Blick auf mich richtete. „Wenn Du es wünschst, fahre ich mit Dir nach K... und zeige Dir das Gerippe des rothen Hans!“

Magime Audouin.

Naturgeschichte.

Der Lophotes Fiski.

Der Fisch, von dem wir hier eine Abbildung geben, wurde an den Küsten der Kalk-Bay, östlich vom Kap der guten Hoffnung, von den Meeresfluthen ans Land geworfen. Man schickte ihn ans britische Museum, woselbst Dr. Günther in ihm einen Vertreter der Art der Lophotes erkannte und ihn unter dem Namen „Lophotes Fiski“ beschrieb.

Die Entdeckung dieses Fisches war für die

Naturforscher ein Ereigniß von höchster Bedeutung. Bis dahin kannte man kaum diese Art von Lophotes; die Museen besaßen davon nur sehr seltene Exemplare, außerdem hatte keines dieser Exemplare einen so bizarren Kamm aufzuweisen. Dieser Kamm, dem die Art der Lophotes ihren generellen Namen verdankt, der vom griechischen Worte „lophos“ stammt, ist nicht zu vergleichen mit demjenigen unserer Gallinaceen; er ist von größerer Fertigkeit, sein Gerippe ist gebildet von zwei